P. o. gall.
1781
+1/1

P. o. gall Rabou

1781

Die
Seiltänzer Ludwigs XV.

von

Charles Rabou.

Erster Band.

Leipzig, 1847.
Literarisches Museum.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die
Seiltänzer Ludwigs XV.

von

Charles Rabou.

Aus dem Französischen

von

Louis Fort.

Erster Band.

Leipzig, 1847.
Literarisches Museum.

Gesch. Fresenius

BIBLIOTECA

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

1.

Gelehrte Bemerkungen über das Seil. Nicolet und sein Theater. Wie ein junger Acrobat eine hohe Idee von seinem Edelmuthe und seinem Verstande gab.

Man kann wohl sagen, daß der Tanz auf dem Seile heutzutage eine fast vergessene Kunst ist. Wir haben ihn in der Kaiserzeit in seinem letzten Glanze gesehen, als die Brüder Ravel, Madame Saqui und besonders Forioso, der ums Jahr **1807** oder 8 ganz Paris durch die Ankündigung eines außerordentlichen Kunststücks in Bewegung setzte, ihn producirten.

Am Tage des heiligen Napoleon wollte dieser Forioso an einem, wie der Anschlagzettel besagte, durch eine eigenthümliche Vorrichtung über die Seine gespannten Seile von der Brücke de la Concorde bis zum Pont Royal gehen. Leider wurde dieses schöne Project nicht ausgeführt; aber einige Zeit nachher bewerkstelligte der galante Luftspringer vielleicht etwas noch Wunderbareres, indem er die Liebe der Montansier gewann, welche damals achtundsiebzig Jahre alt war, und sich sogar, wie man wenigstens sagte, heimlich mit ihr trauen ließ.

Nicht weniger galant aber mit viel mehr Gefahr, war ein Genuese beim Einzuge der Königin Isabella von Baiern, der Gemahlin Carls VI. auf einem straffen Seile von dem Thurme der Kirche Notredame herabgestiegen und hatte in dem Augenblick, als die Königin über eine Brücke der Cité fuhr, ihr einen Kranz aufs Haupt gesetzt. Diesen Zug von Verwegenheit, welcher fast unglaublich sein würde, wenn ihn nicht alle Pariser Chronisten erzählten, führte der Acrobat nach eingebrochener Dunkelheit aus, und um von den entfernten Zuschauern gesehen zu werden, hielt er in jeder Hand eine brennende Fackel. Nachdem er herabgestiegen war, kehrte er auf dem nämlichen Wege wieder zurück, und am Ziele seiner gefährlichen Reise angekommen, verschwand er den staunenden Blicken, indem er plötzlich die Fackel auslöschte, so daß man ihn für einen Engel hätte halten können, welcher in der Höhe verschwunden und in den Himmel zurückgekehrt war.

Im Jahr 1570 trug ein berühmter Seiltänzer, Archangelo Tuccaro, aus Aquila in den Abruzzen gebürtig, zur Feier der Feste bei einer andern königlichen Vermählung bei.

Im Dienste des Kaisers Maximilian II., welcher eine seiner Töchter an Carl IX. verheirathete, begleitete er die neue Königin nach

Frankreich, und hatte die Ehre, in Mezières vor dem Hofe zu tanzen. Carl **IX.**, welcher bekanntlich an ergreifenden Schauspielen großen Gefallen fand, war über das Talent Tuccaro's so entzückt, daß er ihm den Titel königlicher Luftspringer (**Saltarin du roi**) beilegte, und ihm befahl, ihn auf einer Reise zu begleiten, die er bald darauf nach Touraine unternahm.

Der berühmte Acrobat wohnte mit seinem Gebieter im Chateau du Bois, und hatte, während seiner vielen Freistunden, Gelegenheit, mit mehrern italienischen Edelleuten sehr gelehrte Gespräche über seine Kuust zu führen. Um seinem erhabenen Souverain angenehm zu sein, „diesem großherzigen Könige," wie er sagte, „welcher nie genug gelobt werden kann, und der sich ausnehmend sehnte, sich in diesen gefährlichen Sprüngen zu üben, in denen ich die Ehre hatte, sein Lehrer zu sein," brachte Tuccaro in Form einer Abhandlung die Quintessenz dieser gelehrten Gespräche zu Papiere. Später wurde dieselbe gedruckt und Heinrich **IV.**, dessen Saltarin der Verfasser ebenfalls war, gewidmet. Das Werk führt den Titel: „Drei Gespräche über die Kunst des Luftspringens und Voltigirens, mit Figuren, welche zur vollkommenen Kenntniß und Erlernung der besagten Kunst dienen. Paris **1599**, in 4°."

Daß auch unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. Seiltänzer bei Hofe angestellt waren, wird durch nichts bewiesen. Aber anstatt der königlichen Gunst genossen diese verwegenen Künstler die der Aristokratie, die sich unter diesen beiden Regierungen zu ihren Schaugebungen auf den Jahrmärkten von Saint-Germain, Saint-Laurent und Saint-Oride drängten, wie jetzt die elegante Jugend zu den Reiterkünsten Franconi's in den Champs Elisées.

Unter Ludwig XV. gelang es dem Seiltanz, sich von neuem der Aufmerksamkeit und dem Wohlwollen der Krone zu empfehlen. Folgendes war die Veranlassung zu dieser Erneuerung der königlichen Gunst.

Es war im Jahr 1772. Ludwig XV. war zweiundsechzig Jahre alt, und in Folge des Alters und des übermäßigen Genusses stellte sich bei ihm Schwäche und Verdruß ein.

Eines Tages sagte er zu seinem ersten Leibarzte La Martinière:

„Ich merke, daß ich nicht mehr jung bin, ich werde einhemmen müssen."

„Sire," gab ihm der Arzt mit rückhaltsloser Offenheit zur Antwort, „Sie würden besser thun auszuspannen."

Dies würde allerdings der Gräfin Dubarry nicht gelegen gewesen sein, welche unaufhörlich

auf Mittel und Wege sann, ihren erlauchten Geliebten von solchen finsteren Gedanken abzubringen.

Man sprach zu dieser Zeit von nichts als von der Truppe der „großen Tänzer", deren Director ein gewisser Nicolet war.

Ihr Theater, welches später das Théâtre de la Gaité wurde, lag auf dem Boulevard du Temple. Es verdankte seinen ersten Ruf einem auf dem Seile tanzenden Affen, und es wurden dort Harlekinaden, Verwandlungsstücke und komische Tragödien aufgeführt. Unter andren Celebritäten zählte es unter seinen Mitgliedern den Schauspieler und Dichter Taconnet. Dieser Mann gab die niederen Volks- und Schuhflickerrollen mit einer solchen Vollkommenheit, daß er, wie sich Préville im Scherz ausdrückte, zu keiner Schusterrolle gepaßt haben würde.

Während der Zwischenakte zeigten Seiltänzer, Equilibristen und Pirouetten machende Damen ihre Künste, welche bewunderswerth durch Kraft und Gewandtheit und so graduirt waren, daß die Zuschauer aus einer Ueberraschung in die andere fielen und man sogar sprüchwörtlich sagte: „Immer ärger, wie bei Nicolet!"

Die königliche Favorite glaubte, daß dieses Schauspiel den Mißmuth des Monarchen

auf einen Augenblick zerstreuen könnte, und Nicolet erhielt Befehl, mit seiner Gesellschaft nach dem Schlosse Choisy zu kommen.

Es wurde aufgeführt: „Harlekin als englische Dogge,“ und die Mißstimmung des Königs konnte besonders einer Stelle im Stücke nicht widerstehen, wo der in einen Hund verwandelte Harlekin das Kleid Pantalons beriecht und dann auf eine sehr unziemliche Art ein Hinterbein in die Höhe hebt. Ebenso wurde der königliche Zuschauer außerordentlich erheitert durch den „Tod des Fastnachtsochsen,“ eine lächerliche Tragödie von Taconnet, und kein geringeres Vergnügen machten ihm die Kunststücke der Seiltänzer. Besonders zog einer dieser Luftspringer seine Aufmerksamkeit auf sich, den man wegen seiner Kraft, seiner Grazie und seines empfehlenden Aeußeren nur den schönen Dupuis nannte. Als der Vorhang gefallen war, wollte ihn der König in der Nähe sehen, und nachdem er einige freundliche Worte zu ihm gesprochen hatte, machte er Miene, ihm eine Handvoll Goldstücke geben zu wollen.

„Ach Sire! nur die Ehre, mich Ihrer Majestät genaht zu haben!“ sagte Dupuis mit einem edlen Ausdrucke von Weigerung, indem er zugleich mit der größten Anmuth ein Knie

bis zur Erde beugte, um wegen seiner Kühnheit um Verzeihung zu bitten.

„Wahrhaftig, ganz wie ein Edelmann!" sagte der König zur Dubarry.

Diese, welche eben eine Bonbonnière von Schildkrot mit Gold ausgelegt in der Hand hielt, hatte die Idee, den jungen Mann auf eine seinem edlen Benehmen mehr angemessene Art zu belohnen, und sie sagte daher, indem sie ihm die Dose reichte:

„Werden Sie auch mir eine abschlägliche Antwort geben?"

Dupuis' Glück sollte vollkommen sein. Er nahm die Dose aus der schönen Hand, die sie ihm gab, und machte eine rasche Bewegung, um sie an seine Lippen zu führen; aber auf dem halben Wege hielt er inne, als wollte er zeigen, daß die Ehrerbietung allein ihn abhielt, seinen galanten Entschluß auszuführen.

Der König sah die Gräfin nochmals mit einer Miene des Erstaunens und des Beifalls an, mit welcher er ohne Zweifel sagen wollte:

„Wohin wird sich wohl noch das elegante Benehmen verirren!"

Dann sagte er zu dem Acrobaten:

„Ich erlaube Euch und Euren Genossen, den Titel Tänzer des Königs anzunehmen."

Schon am folgenden Morgen sah man über dem Eingange von Nicolets Theater, anstatt der bescheidenen grauen Tafel, auf welcher mit schwarzen Buchstaben geschrieben stand: „Saal der großen Tänzer," eine breite, glänzende Platte von schwarzem Marmor, welche die goldene Inschrift trug: „Theater der großen Tänzer des Königs."

Ein Dutzend Arbeiter waren die ganze Nacht über in Thätigkeit gewesen, damit die aufgehende Sonne diese plötzliche und glorreiche Umwandlung begrüßen sollte.

2.

Der schöne Dupuis.

Die Zigeuner und Seiltänzertruppen suchen sich gern mit gestohlenen Kindern zu rekrutiren. Dupuis war auf eine weniger gewaltsame Art angeworben worden: er war nur ein gefundenes Kind, oder, wie Figaro gesagt haben würde, der hierin eine sehr feine Distinction macht: ein verlorenes Kind.

Kurz, als Restier, der Begründer des später von Nicolet dirigirten Theaters, eines Abends nach Hause kam, fand er an seiner Thür ein unschuldiges, verlassenes Geschöpf, und sein gutes Herz weckte sogleich den Gedanken in ihm, es als seinen Sohn zu adoptiren.

Ein eigenthümliches Zeichen, welches das arme, weggesetzte Kind auf dem rechten Arme hatte, ließ, obgleich man seinen Sinn nicht entziffern konnte, anfangs den Director Restier vermuthen, daß der Knabe früher oder später einmal von ihm zurückgefordert werden würde.

Aber es vergingen zehn Jahre, ohne daß die Eltern des jungen Dupuis, wie man ihn

genannt hatte, das geringste Lebenszeichen von sich gaben. Als die Zeit kam, wo man einen Stand für ihn wählen mußte, dachte Restier ganz natürlich zuerst daran, ihn Seiltänzer werden zu lassen. War dies auch keine glänzende Laufbahn, so war es doch schon etwas werth, sie in einer so guten Schule zu betreten.

Der Knabe war überdies gelehrig und zeigte sogleich die besten Anlagen. Seine acrobatische Erziehung ging daher einen ganz ruhigen Gang, und ohne daß man nöthig hatte, ihn den fürchterlichen Martern zu unterwerfen, welche gegen widerspenstige und weniger begabte Lehrlinge angewendet werden müssen. Wir haben gesehen, zu welchem Grade von Ueberlegenheit es der junge Springer gebracht hatte, der später unter Nicolets Leitung kam, aber er zeichnete sich auch noch in anderer Hinsicht vor der Klasse der Equilibristen und Seiltänzer aus.

Schön von Gesicht und von feinem Benehmen, war er dies ebenfalls in seiner Rede, und sprach mit einer wohltönenden Stimme, die sich vor dem rauhen und durch Ausschweifungen zerstörten Organe der Leute seines Handwerks vortheilhaft auszeichnete.

Da er nur eine ganz oberflächliche Erziehung erhalten, hatte er sich durch das Lesen von Romanen, die er leidenschaftlich liebte, eine

gewisse Bildung erworben, und selbst seine Gedanken und Gefühle zu einer ziemlich überspannten Schwärmerei erhoben.

Mochte es die unbestimmte Ahnung eines hohen Ursprungs sein, um den er verrätherischerweise betrogen worden war, oder die Ueberzeugung, welche geringe Achtung in der Welt ihm sein Ruhm auf der Seiltänzerbühne versprach: über dem Gemüth des jungen Mannes war während seines ganzen Lebens ein Schleier von Melancholie gebreitet. Zuweilen artete diese unbestimmte Traurigkeit sogar in eine übertriebene Empfindlichkeit gegen die Verachtung aus, welche ihm die Niedrigkeit seines Standes zuzog. Aber eben dieser innere Schmerz bildete gegen sein Zigeunerleben den überraschendsten Contrast, und trug nur dazu bei, ihn zu einem Gegenstande des lebhaftesten Interesses zu machen. Wenn es gegründet war, wie das Gerücht ging, daß er in dem Herzen mehr als einer Bürgerin, ja sogar in den geheimen Gedanken mancher vornehmen Dame gewissermaßen Eingang gefunden, so hatte er dies ohne Zweifel diesem inneren Leiden zu danken, das mit einer gewissen Grazie aus seinen feinen Zügen sprach, und an welchem sich die Gunst, mit welcher ihn das schöne Geschlecht beehrte, wie an einem Köder gefangen hatte.

Uebrigens mußte dieser Romanheld entweder eine seltene Verschwiegenheit beobachten und seine Gänge auf die geschickteste Art von der Welt zu verheimlichen wissen, oder sein Herz war mit einem undurchdringlichen Panzer umgeben, denn man hatte noch nie das geringste galante Abenteuer von ihm erfahren, soviel man sich auch bemüht hatte, ihn über diesen zarten Punkt zu erforschen. Wenn er seine Dienste verrichtet hatte, brachte er seine Zeit wie ein Philosoph in seinem Dachstübchen zu, mit der Lecture seiner lieben Romane beschäftigt, zuweilen auch mit kleinen Bildhauerarbeiten, in welcher Kunst er nicht ganz ungeschickt war, obgleich er sie ohne Lehrer gelernt hatte.

Mit allen diesen guten Eigenschaften verband Dupuis auch solide Tugenden: er war rechtschaffen, dienstfertig, mitleidig, und sogar, wie wir gesehen haben, zartfühlend und uneigennützig. Mit einem Worte, das Ausgezeichnete seines Characters und seines Benehmens contrastirte auf eine merkwürdige Weise gegen die Niedrigkeit seines Standes, und es war wirklich schwer, sich des Gedankens zu erwehren, daß unter seiner Schminke, seinem spanischen Barett und seinem Flitterstaat das interessante Opfer eines launigen Schicksals verborgen war.

3.

Ein zweiter Herzog von Beaufort. Rosalie und ihre Verehrung des heiligen Stephanus. Die Intriguen des Herrn Audinot und die Contremine der Madame Nicolet.

Einige Tage nach dem Ereigniß in Choisy verbreitete sich ein Gerücht, daß Dupuis heirathete.

Diese Neuigkeit schien indessen Mehreren unwahrscheinlich, zuerst wegen des Rufes von Gefühllosigkeit und Sprödigkeit, den sich der junge Tänzer erworben hatte, und besonders wegen der Braut, die eine viel zu hohe Partie für ihn zu sein schien.

Man sprach nämlich von nichts Geringerem, als daß der junge Mann Fräulein Rosalien, Nicolets Pathe, mit zwanzigtausend Livres Vermögen heirathen werde, und wenn man diese sichere und liquide Mitgabe berücksichtigte, so konnte Rosalie auf einen ganz andren Mann als Dupuis Anspruch machen.

Man mußte indessen wohl an das Gerücht glauben, als das Aufgebot bekannt wurde, und als man die Damen der Halle dem Bräutigam ihr Bouquet überbringen sah.

Wir müssen übrigens hierbei eines merkwürdigen Umstandes erwähnen.

Dieses Bouquet, welches viel größer war als gewöhnlich, und aus den schönsten und seltensten Blumen bestand, wurde dem Bräutigam überreicht, ohne daß die Ueberbringerinnen zu vermögen waren, das übliche Geschenk dafür anzunehmen. Diese Uneigennützigkeit hatte ihren Grund in der Popularität, die sich Dupuis, wie ein zweiter Herzog von Beaufort, durch sein Talent in dem Quartiere der Hallen erworben hatte.

Indessen kam diese Wohlfeilheit dem Empfänger des Geschenks doch theuer zu stehen, denn anstatt des ausgeschlagenen Geldes bat sich die Deputation von dem Bräutigam, der es nicht ablehnen konnte, die Erlaubniß aus, ihn zu küssen. Alles wohl berechnet und mit Rücksicht auf das ehrwürdige Alter der Matronen, ihre ziemlich bacchantischen Gesichter und ihre Schnupftabaksnasen, wäre die Dispensation von ihrer Umarmung mit einem Louisdor, mit dem sich der Beglückte auf eine sehr glänzende Art abgefunden hätte, vielleicht nicht zu theuer bezahlt gewesen.

Aber je mehr sich das erstaunliche Glück dieser Heirath bestätigte, welche den ganzen Boulevard du Temple in Bewegung brachte,

desto weniger konnte man sich dasselbe erklären. Zum Glück sind wir im Stande, die untere Seite der Karten zu verrathen, welche dabei im Spiel waren.

Zuerst muß man wissen, wodurch übrigens auf den ersten Blick nicht viel erklärt wird, daß Fräulein Rosalie ein allerliebstes Mädchen von siebzehn Jahren war, mit schönen, goldblonden Haaren, zwei Grübchen in den Wangen, langen, braunen Wimpern über himmelblauen Augen und einem freundlichen Mündchen mit incarnathrothen Lippen, dieser schönen Farbe, welche nach dem Dictionnair der Herren von der Academie, ein reizendes Mittelding zwischen der Kirsche und der Rose ist.

Seit früher Kindheit verwaist, war Rasalie von dem Nicoletschen Ehepaar, ihren Pathen, aufgenommen und erzogen worden. Ueberdies war Nicolet ihr Vormund und hatte die kleine Erbschaft, welche die Aeltern dem Kinde hinterlassen hatten, durch seine verständige Verwaltung bis auf die erwähnte Summe von zwanzigtausend Livres gebracht.

Madame Nicolet war Schauspielerin gewesen und hatte besonders in der Rolle der Johanna in dem berühmten Stück: „die merkwürdige Belagerung der Jungfrau von Orleans,“ das ungeheuerste Furore gemacht. Aber in

Folge einiger Zerwürfnisse mit dem Publikum, dem sie bei verschiedenen Gelegenheiten nicht die verlangte Ehrerbietung bewies, hatte sie das Theater verlassen müssen. Daher rührte eine Art von Abscheu, den sie gegen Alles hatte, was in naher oder entfernter Beziehung zu den Bretern stand, wovon jedoch, wie wir gern glauben wollen, ihr Herr Gemahl ausgenommen war.

Wenn Madame Nicolet die Schauspieler, ihre früheren Collegen, verachtete, so hatte sie noch mehr Ursache dazu in Bezug auf die Luftspringer und Seiltänzer, welche auf der Leiter der dramatischen Hierarchie von jeher die untersten Stufen eingenommen haben. Man kann sich also ihre Zufriedenheit und ihre gute Laune denken, als sie eines Tages zu bemerken glaubte, daß Rosaliens Blick mit einem gewissen Wohlgefallen auf Dupuis ruhte, und daß sie mit einer ungewöhnlichen Freundlichkeit und fast alle Augenblicke von ihm sprach.

Die Aufmerksamkeit der Madame Nicolet war daher schon auf eine sehr unangenehme Art auf diese entstehende Neigung gelenkt worden, als sie ein noch viel überzeugenderes Symptom derselben bemerkte. Eines Abends kam Dupuis während seiner Darstellung in eine große Gefahr und in dem nämlichen Augen-

blick stieß Rosalie, welche gegenwärtig war, einen so lauten Angstschrei aus, daß man ihn im ganzen Saale hörte, und fiel unmittelbar darauf ohne Weiteres in Ohnmacht.

Am folgenden Tage eine neue Entdeckung aber diesmal ganz deutlich und überzeugend. Madame Nicolet, welche im Zimmer des jungen Mädchens etwas suchte, bemerkte ein Bild für zwei Sous, welches mit vier Stecknadeln über dem Kopfkissen an der Wand befestigt war.

Auf den ersten Blick gab es nichts Unschuldigeres, man kann sogar sagen nichts Erbaulicheres als ein solches Bildchen.

Was kann es für ein Verbrechen sein, wenn ein junges Mädchen die Heiligen des Paradieses verehrt, und in der Nähe ihres Kopfkissens, um es vor dem Einschlafen betrachten zu können, das Bildniß des heiligen Stephanus, des ersten Märtyrers, im Augenblick der Steinigung, anbringt?

Es war doch etwas über diese außerordentliche Frömmigkeit zu sagen, denn Mamsell Rosalie wurde roth bis an die Stirn, als ihre Pathe sie fragte, was dieses Bild da mache, und überdies glich, durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, der heilige Stephanus, der erste Märtyrer, dem Herrn Dupuis, Tänzer bei Nicolet, wie ein Tropfen Wasser dem andren.

Rosalie, beschuldigt und überführt, ihr Herz einem Seiltänzer verschenkt zu haben, erhielt eine tüchtige Strafpredigt, und sie mußte über das, was Madame Nicolet ein Wegwerfen ihrer Liebe nannte, die härtesten und verletzendsten Worte hören. Es wurde ihr von dem Augenblicke an, wo sie diese geheime Neigung hatte durchblicken lassen, nicht allein streng verboten, einer einzigen Vorstellung, in welcher Dupuis auftrat, wieder beizuwohnen, sondern es war sogar von noch ganz anderen Maßregeln die Rede.

Madame Nicolet, welcher dieser Fall eine Gelegenheit an die Hand gab, dem Adel nachzuäffen, verhandelte mit ihrem Manne, der nicht weniger wüthend und empört war, als sie, die Frage, ob man die Schuldige nicht in ein Kloster stecken solle, entweder um ihr Vergehen abzubüßen, oder wohl gar, um den Schleier zu nehmen.

Mittlerweile ereignete sich der Vorfall in Choisi; Dupuis' Glück erhob sich ein wenig und man konnte glauben, daß er gegen seinen Prinzipal in eine etwas günstigere Stellung kam.

Indessen geschah gerade das Gegentheil, denn als Herr Nicolet die große Gunst erfuhr, mit welcher der König sein Theater beehrt hatte,

so war sein erster Gedanke, sich für schwer beleidigt zu halten.

Zwar verkannte er keineswegs den hohen Werth des seiner Gesellschaft geschenkten Titels, denn wir haben gesehen, mit welchem außerordentlichen Eifer er davon Besitz nahm.

Aber das Verfahren des Königs wollte ihm nicht zu Sinne, und er fand es ganz unglaublich, daß ein gekröntes Haupt auf die Schicklichkeit so wenig Rücksicht nahm.

„Wie? der Director war zugegen, und der König ließ einen seiner Acteurs zu sich kommen um ihn zu complimentiren?"

Anstatt das Madame Nicolet sich bemühte, die Empfindlichkeit ihres Mannes über diesen Punkt zu beruhigen, reizte sie, wie man sich denken kann, seine üble Laune nur noch mehr auf, und es gab keine verächtlichen Worte, deren sie sich nicht über den armen Dupuis bediente. Sie nannte ihn einen Intriganten, einen Scheinheiligen und einen abscheulichen Usurpator der königlichen Gnade.

Einige Tage später sang man jedoch aus einem andren Tone.

Unmittelbar neben dem Theater der großen Tänzer stand das Theater des Ambigu-Comique, dessen Director Herr Audinot war. Natürlich bildete sich zwischen diesen, einander so

nahestehenden Schaubuden eine mehr als negative Freundschaft, und Alles, was sie thaten, verrieth einen bittern unaufhörlichen Neid.

Bei Audinot wurde nicht auf dem Seile getanzt, und obgleich seine Bühne auf keiner höhern Kunststufe stand, als die seines Nachbars, so nahm er doch aus jenem Mangel des Seiltanzes Gelegenheit, sich über Nicolet zu erheben.

Als er jedoch erfuhr, auf welche Weise ein bloßer Acrobat sich die Gnade des Königs erworben, und welchen günstigen Einfluß dieses auf das Ansehen und auf die Geschäfte seines Nebenbuhlers gemacht hatte, faßte er aus Neid den schändlichsten Plan, nämlich dem Seile ein Seil entgegenzustellen, auch in sein Programm die Seiltänzerkünste aufzunehmen, und Dupuis seinem Director abwendig zu machen und an sich zu locken.

Wäre dieser ein anderer Mensch gewesen, so war an dem Gelingen des Streiches nicht zu zweifeln, denn Nicolet bezahlte ihn sehr schlecht, und Audinot erbot sich, außer den viel günstigeren Bedingungen die er ihm stellte, auch noch ein Abstandsgeld für ihn zu bezahlen.

Aber der brave junge Mann wurde durch diese schönen Anerbietungen nicht wankend gemacht, sondern sah nur die schlechte Seite der-

selben, welche in dem Plane, zu dessen Theilnehmer man ihn machen wollte, nicht zu verkennen war. Er erinnerte sich, daß das Theater, zu dessen Ruine er beitragen sollte, der Schauplatz seiner ersten Thaten gewesen war, auf welchem er die frischen, grünen Palmen seines tanzenden Rufes geerndtet hatte, gegen die er keineswegs unempfindlich war, obgleich es ihm zuweilen begegnete, daß er sich dieses Ruhmes schämte und ihn verleugnen wollte. Er schlug daher das Anerbieten kurz ab, und ging sogar so weit, daß er sich dieses edlen Benehmens gegen seinen Director nicht rühmte, und ihm kein Wort von dem Vorgefallenen sagte.

Aber ein leises Gerücht von dem bösen Streiche, den man ihnen hatte spielen wollen, kam demohngeachtet dem Nicoletschen Ehepaar zu Ohren, und gerade weil Dupuis nichts von dem gegen ihn unternommenen Verführungsversuche erwähnte, vermutheten sie, daß der kluge Patron nur deshalb einigen Widerstand zeigte, um sich zu einem noch höheren Preise erkaufen zu lassen.

Es wurde hierauf ein geheimer Kabinetsrath zwischen dem Director und der Directorin gehalten, und da sie Dupuis um keinen Preis entlassen wollten, zuerst, weil sie ihn verloren, und dann, weil Audinot ihn bekommen hätte,

zerbrachen sie sich beiderseits auf tausenderlei Art die Köpfe, wie sie ihn an sich fesseln könnten.

Ein Mittel war nicht schwer zu finden, wenn man es nur wollte; man brauchte nur dem strittigen Seiltänzer eben so günstige Bedingungen anzubieten, wie die des Concurrenten waren, indem man nur den Vorzug von ihm verlangte, auf den man in diesem Fall unbestreitbar Anspruch machen konnte.

Aber Nicolet hatte in Bezug auf das Verhältniß mit seinen Künstlern seine ganz eigenen Manieren. Er behauptete, daß sie die besten Dienste thäten, wenn man sie am schlechtesten bezahlte. Indem er daher bis zum Uebermaß diesen Verwaltungsgrundsatz in Ausübung brachte, den er auf das Beispiel der Wettrenner und Jagdhunde gründete, welche nichts mehr taugen, wenn sie fett werden, sorgte er dafür, daß das Talent seiner Schauspieler durch die ungewöhnliche Magerkeit des Gehalts, den er ihnen gab, in Odem gehalten wurde.

Als daher Madame Nicolet die Meinung äußerte, man müsse sich die Ansprüche gefallen lassen, welche der schändliche Audinot ihrem Dupuis beigebracht haben könnte, zeigte sich der kluge Director im höchsten Grade empört, indem er sagte, daß man sich nicht so von einem Schurken schröpfen lassen könne, der nicht

mehr erträglich tanzen würde, wenn man ihm ein leidliches Auskommen gewährte. „Ungerechnet," fuhr er fort, „daß unmittelbar nachher alle Uebrigen, sobald sie etwas von Zulage witterten, über mich herfallen würden, was in kurzer Zeit den unausweichlichen Ruin des Theaters nach sich ziehen müsse."

Da Madame Nicolet über das Kapitel des Geldes, das man den Künstlern nicht geben dürfe, in vielen andren Hinsichten mit den Ansichten und dem Willen ihres Mannes ganz einverstanden war, so wurde es ihm nicht schwer, sie zu überzeugen, denn sie war eine ganze Directice. Ihre erste Ansicht gab sie daher sehr bald auf, und als sie noch einige Zeit lang ihren Kopf mit Aufsuchung eines andren Mittels angestrengt hatte, förderte sie endlich einen Ausweg zu Tage, den sie auf folgende Schlüsse gründete.

„Rosalie war ein dummes Ding, die in einigen Jahren mündig wurde, und dann heirathen konnte, wenn sie wollte.

„Es war keine große Wirkung von den Vermahnungen zu hoffen, die man ihr gegeben hatte, in Bezug auf die Niedrigkeit ihrer Wahl; je thörichter und lächerlicher die Liebe eines jungen Mädchens ist, desto hartnäckiger besteht sie darauf, das sieht man alle Tage.

„Da es mithin feststand, daß diese Närrin früher oder später alles Mögliche aufbieten würde, um ihren Dupuis zu bekommen, war es da nicht besser, indem man ihr den Willen that, es so einzurichten, daß man von ihrem unsinnigen Entschluß für den gegenwärtigen Fall Nutzen zog und sich dadurch aus einer Verlegenheit befreite?

„Rosalie war, man mußte es eingestehen, ein hübsches Mädchen, und die zwanzigtausend Livres, mit denen sie geschmückt war, machten einen Seiltänzer reich. Man konnte also erwarten, daß der gefährliche Künstler mit beiden Händen zugreifen würde. Aber mit seinem Eifer war es nicht genug: um seine Treue zu befestigen und die boshafte List des Herrn Audinot zu paralysiren, mußte man auch seine Dankbarkeit benutzen.

„Man mußte damit anfangen, diesen einfältigen Menschen auf Rosaliens Zuneigung zu ihm, die er kaum zu bemerken schien, aufmerksam zu machen. Dann mußte man ihm mit zerknirschtem Herzen gestehen, daß man in Folge der ungünstigen Meinung, die man früher von ihm gehabt, die Entwickelung und die Folgen dieser Zuneigung vielleicht ein wenig durchkreuzt habe; daß man sich aber nach der ausgezeichneten Gnade, die er beim Könige gefun-

den, und nach der großen Begünstigung, zu welcher er die Veranlassung gegeben habe, mit der ganzen Autorität, die einem Vormund und Taufzeuge über seine Mündel und Pathe zustehe, für seine Verbindung verwenden wolle.

„Indem Dupuis auf diese Weise sowohl das hübsche Vermögen, als die hübsche Frau, die ihm zu Theil wurde, ebenso sehr ihrer Vermittelung, als Rosalien selbst zu verdanken hatte, mußte er sich schon durch sein Gewissen verpflichtet fühlen, nicht undankbar zu sein; aber um ihn ganz an sich zu fesseln, ohne ihm doch einen Sou mehr zu geben, gab es noch ein Mittel: man mußte ihm zu verstehen geben, natürlich mit Vorbehalt, daß man immer noch thun konnte, was man wollte, daß, wenn er fernerhin treu diente, die Direction mit der Zeit auf ihn übergehen, oder daß man ihm selbst noch bei Lebzeiten einen Antheil am Geschäft geben könne, je nach seiner Aufführung und den Umständen.

„Wenn wir die Sache richtig drehen," schloß endlich Madame Nicolet, „so glaube ich, daß Herr Audinot mit seinen Anträgen wieder abziehen muß, denn so ökonomisch dieser Plan auch ist, wenn Dupuis nicht etwa nach einem Ordensbande oder nach der Hand einer Prinzessin strebt, so muß er sich wohl dabei befinden."

Obgleich Nicolet die Richtigkeit dieses Raisonnements einsah, so konnte er sich doch mancher Einwendungen dagegen nicht enthalten, namentlich der, seiner Verpflichtung als Vormund, welche ihm nicht erlaubte, seine Einwilligung zu einer unpassenden Heirath zu geben, und ferner seiner Ehre, welche offenbar darunter leiden mußte, wenn er einen Seiltänzer gewissermaßen zu seinem Schwiegersohne machte.

Wenn die Menschen nicht immer den Balken, den sie im Auge haben, übersähen, so hätte Madame Nicolet ihm darauf erwiedern können, daß zwischen einem emeritirten Harlekin (ihr würdiger Gemahl hatte früher diese Rolle gespielt) und einem frischen und munteren Acrobaten, der Abstand, wenigstens zum Nachtheil des Letzteren nicht eben sehr groß sei.

Aber es machte ohne Zweifel noch mehr Eindruck auf ihren Mann, daß sie ihm vorstellte, Rosalie sei doch nicht seine Tochter und führe nicht seinen Namen, und daß jedenfalls, wenn der Ruhm und das Interesse bedroht wäre, das erste Uebel das kleinere sei.

„Was die Verantwortlichkeit des Vormundes betrifft,“ schloß sie, „so wäre es Thorheit, darauf Rücksicht zu nehmen. Jedermann weiß und seit undenklichen Zeiten beweisen es alle

Lustspiele, daß, wenn vom Heirathen die Rede ist, die Mündel jedesmal ihren Willen durchsetzt."

Kurz, Nicolet war schon vom Anfange an mit dem Plane einverstanden, und wenn er noch Einiges dagegen zu erinnern fand, so that er es nur wegen der Form. Es blieb also nichts mehr als die Ausführung, und zu dieser wollte man so bald als möglich schreiten.

4.

Dupuis will nicht recht anbeißen. Endlich aber bringt ihn die Nicolet dazu, sich zu ergeben.

Madame Nicolet, welche die Unterhandlung wegen des Heirathsprojektes übernommen hatte, fand anfangs bei dem Bräutigam weder einen großen Eifer, auf die Sache einzugehen noch den Enthusiasmus der Dankbarkeit, den sie bei ihm vorausgesetzt hatte.

Der erste Einwand, auf den sie stieß, war Dupuis' große Jugend, denn er war damals kaum zwanzig Jahre alt.

In diesem Alter denkt man selten daran, sich ins Ehejoch zu begeben, wenn man nicht von einer heißen Liebe hingerissen wird. Die Ehe, wenn man uns dieses etwas gewagte Gleichniß erlauben will, ist eine Art schwerfälliger Omnibus, den man sehr gern besteigt, wenn man anfängt, von einer schon langen Wanderung auf der Bahn des Lebens ermattet zu werden. Wenn man die Reise erst begonnen hat, und in der heiteren Morgensonne zu beiden Seiten des Weges nichts als Blumen und

grüne Wiesen sieht, dann geht man wohl lieber zu Fuß, um nach Belieben die Blumen pflücken oder sich in das frische, weiche Gras strecken zu können.

Bis jetzt schien unser Dupuis allerdings keinen großen Gebrauch von seiner Jugend und seiner Freiheit gemacht zu haben; aber er hatte wenigstens eine Ahnung, daß dieses kostbare Dinge waren, die man zu Rathe halten mußte, und auf das erste Wort, welches die Nicolet von einer Heirath fallen ließ, erwiederte er daher, daß dies eine ganz neue Idee für ihn sei, an die er sich erst gewöhnen müsse.

Eine zweite Schwierigkeit! Als ihm die Braut genannt wurde, unterließ er nicht, ihren Vorzügen alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er kannte Rosalien von Ansehen und konnte nicht läugnen, daß sie der Bewerbung eines braven Mannes vollkommen würdig war.

Aber noch einmal, Dupuis war kaum zwanzig Jahre alt, und in der Kindheit des Herzens ist nach einem Gesetze der Liebe, welches man das der Gegensätze nennen könnte, die erste frische Blüte der jugendlichen Reize nicht das, wovon man am meisten angezogen wird. Man giebt dann den vollendeten, in die Augen fallenden Schönheiten, den vollen, kräftigen und üppigen Formen den Vorzug. Als

ein angehender Bildhauer, der Dupuis war, hätte er damals dem schönsten Meisterwerke von Zartheit und Niedlichkeit die kräftigen Verhältnisse der antiken Statuen und die männliche Schönheit einer Andalusierin vorgezogen. Vom sinnlichen Gesichtspunkte aus war also die Frau, die ihm angeboten wurde, obgleich er dies nicht laut äußerte, nicht gerade das, was ihn hätte verführen können.

Endlich hinderte ihn auch noch ein anderer Grund, und so sehr wir es auch wegen der Vollkommenheit und Aufrichtigkeit seines Characters bedauern, dieses eingestehen zu müssen: der junge Acrobat besaß Ehrgeiz und Eitelkeit. Und eben deshalb, weil seine Herkunft dunkel und unbekannt war, baute er auf diese Dunkelheit und auf das geheimnißvolle Zeichen, welches er am Arme trug, zuweilen die abenteuerlichsten Hoffnungen.

Weit entfernt also, ohne Weiteres zuzugeben, daß Rosalie für ihn eine glänzende Partie, ein ungehofftes Glück und gewissermaßen das letzte Wort seiner Zuknnft sei, würde er sich viel eher gefragt haben, ob sie, wenn einer oder der andere seiner Träume sich verwirklichen sollte, eine angemessene Verbindung für ihn sei.

Der Dünkel, den seine Ideen von einer glänzenden Zukunft schon längst in ihm geweckt

hatten, war durch sein Glück in Choisy, welches als der Vorschmack einer Verbesserung seiner Lage gelten konnte, noch vermehrt worden. Er konnte sich daher nicht enthalten, in der Antwort, die er Madame Nicolet gab, etwas von dieser günstigen Meinung über seinen Glücksstern durchschimmern zu lassen.

Die eben so kluge als stolze Directrice fühlte sogleich den gangen Umfang der Gefahr, mit welcher diese hochmüthige Ansicht ihren Plan bedrohte, und zu gleicher Zeit schien ihr die unverschämte Anmaßung des jungen Acrobaten wie sie es nannte, eine nachdrückliche Zurechtweisung zu verdienen.

Um daher mit einem einzigen Schlage diesen Hochmuth zu demüthigen, tischte sie dem Widerspenstigen sogleich eine Fabel über das Geheimniß seiner Geburt auf.

Restier sei, wie sie sagte, nicht etwa sein Pflegevater, sondern er sei ganz einfach sein wirklicher Vater gewesen.

Seine Mutter sei eine junge Seiltänzerin gewesen, mit welcher Jener lange Zeit gelebt, und die Mamsell Lafrance geheißen habe.

Da Restier verheirathet war und sich von seiner Frau getrennt hatte, um mit weniger Aufsehen die Frucht seiner ehebrecherischen Verbindung zu sich nehmen und erziehen zu können,

hatte er die Geschichte von der Auffindung des Kindes erdacht, und das hieroglyphische Zeichen auf dem Arme desselben hatte keinen andren Zweck, als die Fabel zu bestätigen.

Mamsell Lafrance habe sich bald nach seiner Geburt von einem reichen Ausländer entführen lassen, und sei endlich vor Mangel im Hospital gestorben.

Alle diese Thatsachen, welche Restier der Directrice erzählt haben sollte, um sie seinem Sohne, sobald er selbstständig werden würde, mitzutheilen, seien Nicolet eben so bekannt wie ihr, und dieser könne sie nöthigenfalls bestätigen. Dupuis könne also nun selbst beurtheilen, welche glänzende Zukunft ihm seine Geburt versprach, und er werde einsehen, ob die wohlwollenden Absichten, über deren Annahme er Skrupel zeige, wirklich so tief unter dem ständen, was er von seiner hohen Familie zu erwarten habe.

Der Schlag, den diese unerwarteten Mittheilungen dem armen Dupuis versetzten, betäubte ihn so sehr, daß er nicht einmal daran dachte, die Wahrheit derselben zu untersuchen, und überdies war es nicht zu leugnen, daß sie den Character der größten Wahrscheinlichkeit an sich trugen.

Er zeigte sich daher auf der Stelle ganz zerknirscht und geschmeidig, und Madame Nicolet hatte nun die Freiheit, ihm ausführlich zu erzählen, auf welche rührende Weise Rosaliens Herz sich verrathen habe.

Wir wollen nicht sagen, daß unser Bräutigam für diese schmeichelhafte Mittheilung ganz unempfindlich war und daß sie nicht bis auf einen gewissen Punkt seine Dankbarkeit weckte; der Hauptgrund aber, warum er ohne weitere Gegenordre auf den Plan einging, der ihm vorgeschlagen wurde, war die Art von Vernichtung und Lähmung des Willens, welche man oft bei Menschen bemerkt, die vom Blitze getroffen worden sind.

Von der ganzen Höhe seines Himmels herabgestürzt, hatte der neue Phaëton auf einen Augenblick seinen ganzen Stolz abgelegt, und selbst die Fähigkeit zu wählen und zu unterscheiden verloren. Man sagte ihm, er solle heirathen und er that es, weil jetzt, wo er sich plötzlich in seiner niedrigen Sphäre festgebannt sah, ihm Alles gleichgültig war, nichts mehr ihm lächelte, und weil überhaupt noch nie ein Unglücklicher eine solche Bartholomäusnacht aller seiner Hoffnungen erlebt hatte.

Da man also seine Einwilligung, obgleich mehr gestohlen als erhalten hatte, blieb nichts

weiter übrig, als Rosalien zu eröffnen, welche Verfügung man über sie getroffen hatte.

Nach der nachdrücklichen Strafpredigt, die sie früher wegen dieser jetzt so plötzlich gebilligten Liebe erhalten, war sie so erstaunt über ihr Glück, daß sie kaum daran glauben konnte. Sie mußte es indessen wohl, und sie hielt es sogar für größer, als es wirklich war, denn Madame Nicolet hatte es für rathsam gehalten, ihr zu versichern, daß Dupuis' Liebe zu ihr um so heißer sei, als er sie nicht äußerte und sich nur schüchtern und zurückhaltend zeigte.

Endlich wurde noch festgesetzt, daß diese, so seltsamerweise und ganz ohne sein Wissen und Willen von Audinot herbeigeführte Verbindung ohne Aufschub und sobald als möglich geschlossen werden sollte.

5.

Ueberlegung vor der Hochzeit. Der Besuch eines Unbekannten. Die Geschichte wird fürchterlich verwickelt.

Einige Tage später trat Dupuis nach der Vorstellung, bei welcher er wie immer mit Beifall überschüttet worden war, in seine Garderobe, um sich umzukleiden.

Er war an diesem Abende verdrüßlich und gedankenvoll, wie noch nie, denn die Hochzeit sollte am zweiten Tage darauf stattfinden, und obgleich er während seiner kurzen näheren Bekanntschaft mit seiner Zukünftigen, liebenswürdige Eigenschaften und einen vortrefflichen Character an ihr entdeckt hatte, so sagte ihm doch ein inneres Gefühl, daß sie nicht die Gattin war, die er sich wünschte, und es hätte nur des geringsten Umstandes bedurft, um ihn zur Zurücknahme seines Wortes zu bringen.

Plötzlich wird die Thür geöffnet, ein Mann tritt unangemeldet herein und bittet ihn um ein kurzes Gehör, da er ihm eine Sache von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen habe.

Obgleich das Benehmen des Unbekannten nicht besonders fein war, und, abgerechnet die Livree, die er nicht trug, Alles an seinem Aeußern den Bedienten zu verrathen schien, so bot ihm Dupuis doch einen Stuhl und erklärte sich bereit, ihn anzuhören.

Aber der Fremde schlug es aus sich zu setzen, sondern kam ohne Weiteres zur Sache, als hätte er Grund, mit seiner Zeit und seinen Worten zu geizen.

„Was würden Sie thun, Herr Dupuis,“ begann er, „wenn man Ihnen das Anerbieten machte, Sie über das Geheimniß Ihrer Geburt aufzuklären?“

War es Zufall oder Berechnung, der Fremde hatte Dupuis' empfindlichste Seite berührt, denn der arme junge Mann konnte sich noch gar nicht darein finden, der Sohn des Herrn Restier und der Mamsell Lafrance zu sein.

Da er aber noch nicht bis zu dem Gedanken gekommen war, daß er getäuscht worden, und im Gegentheil das, was man ihm gesagt hatte, für wahr hielt, so erwiederte er:

„Ich kenne es schon und wüßte nicht, was Sie mir noch darüber sagen könnten.“

„Es kommt darauf an," entgegnete der Unbekannte; „man weiß nicht immer, was man zu wissen glaubt."

Dupuis betrachtete den Mann mit Erstaunen, denn der Ton, in welchem er dieses sagte, hatte etwas sehr Gewinnendes. Im nächsten Augenblicke mußte er zugeben, daß der Sinn seiner Worte Berücksichtigung verdiente, und endlich sagte er, daß er bereit sei, das was man ihm mitzutheilen habe, anzuhören, und daß er dankbar dafür sein werde.

„Auf der andern Seite," erwiederte der Unbekannte, „würde man nicht weniger erfreut sein, mit Ihnen sprechen zu können; ich selbst aber weiß nichts, die Person, welche Sie unterrichten will, kann durchaus nicht hierher kommen, und Sie müßten Sich daher entschließen, mich zu begleiten."

„Sie begleiten? und wohin? Und wer ist denn diese Person?"

„Ohne Zweifel eine solche, die es gut mit Ihnen meint."

„Ist es ein Frauenzimmer? ein Mann?" fragte Dupuis dringend, „denn man muß doch wissen . . ."

„Eine Dame," erhielt er zur Antwort, „welcher ihr Stand die größte Vorsicht zur Pflicht macht, und ich muß daher auch, ehe ich

Sie zu ihr führe, dreierlei von Ihnen verlangen: Erstens, daß Sie mit mir in einen Wagen steigen, der einige Schritte von hier hält; zweitens, daß Sie keinen Versuch machen, zu erfahren, wohin Sie geführt werden, und drittens, daß Sie mir Ihr Ehrenwort geben, die strengste Verschwiegenheit über die Sache zu beobachten."

„Und von dieser, wie Sie sagen, vornehmen Dame soll ich erfahren, wer meine Eltern sind? Aber welches Interesse kann sie haben, sich um meine Angelegenheiten zu kümmern?"

„Ein sehr großes, vielleicht ein größeres, als Sie glauben."

Der eigenthümliche und bezeichnende Ausdruck, mit welchem diese Versicherung ausgesprochen wurde, weckte in Dupuis einen nicht minder seltsamen Gedanken.

„Wenn es eine Mutter wäre!" sagte er zu sich selbst; „wenn Nicolets mich hintergangen hätten! wenn ich bei meinem Erscheinen am Hofe von einer großen Dame erkannt worden wäre!"

„Nun, entschließen Sie sich?" fragte der Unbekannte, als er sah, daß Dupuis mit sich zu Rathe ging.

Es fehlte diesem nicht an Entschlossenheit, und obgleich er sich das Auffallende in dieser

ganzen Procedur nicht bergen konnte, so mußte er doch auch eingestehen, daß sie mit seinem ganzen Lebensverhältnisse in vollkommener Uebereinstimmung stand. Er erklärte sich daher bereit, das Abenteuer zu bestehen.

„Sie werden aber wenigstens erlauben," sagte er, „daß ich mich umkleide."

„Das ist nicht nöthig; wir haben schon viele Minuten mit deliberiren verloren, und wenn Sie Sich auch noch damit aufhalten wollen, so haben wir nicht mehr Zeit genug."

„Aber es wäre doch lächerlich, wenn ich in diesem Anzuge . . ."

„Lächerlich wäre es," fiel ihm der Fremde rasch ins Wort, „die Gelegenheit zu versäumen, „und sehen Sie, dies hier bedeckt Alles," sagte er, indem er einen Mantel vom Stuhle nahm und ihn dienstfertig dem Tänzer über die Schultern hing.

Von der Neugierde beherrscht, ließ sich Dupuis überzeugen, und indem der Unbekannte vorausging, verließen Beide das Zimmer.

Der erwähnte Wagen stand zwanzig Schritte von der Eingangsthüre für die Schauspieler, in der Straße des Fossés du Temple; bevor aber der kühne Dupuis, bei welchem der Muth die Klugheit nicht ausschloß, in densel-

ben stieg, betrachtete er ihn von außen und innen.

Beim Schein einer Straßenlaterne sah er, daß es ein Vis-à-Vis war, ohne Wappen und Bediente, aber dennoch von gutem Ansehen.

Da er sah, daß er allein mit seinem Führer sein werde, bedachte er, daß Einer gegen Einen nicht viel zu fürchten hatte, und daß man, um etwas zu gewinnen, auch etwas wagen müsse.

Er setzte daher den Fuß auf den Tritt, aber der Unbekannte hielt ihn am Arme zurück, uud verlangte sein Ehrenwort, daß er die Bedingungen des Contracts pünktlich erfüllen wolle.

Auf Dupuis' Antwort, daß sich dies von selbst verstehe, nahmen Beide im Wagen Platz. Der Kutscher war ohne Zweifel schon unterrichtet, wohin er fahren sollte, denn sobald die Wagenthür zugeschlagen war, fuhr der Wagen rasch davon.

6.

Wohin Dupuis geführt wurde, was er dort erfuhr, und wie sich das Abenteuer complicirte.

Die Fahrt war von kurzer Dauer und unterwegs wurde kein Wort gewechselt.

Nach ungefähr zehn Minuten hielt der Wagen still. Den Ort zu erkennen, wo man sich befand, wäre eine leichte Sache gewesen. Eine einsame Straße, soweit das Auge reichte von zwei hohen Mauern eingefaßt, in einer derselben, hinter welcher sich hohe Bäume erhoben, eine kleine Thür, zu welcher der Cicerone den Schlüssel hatte, und durch die er Dupuis einzutreten aufforderte. Dies war für jetzt die Ordnung und der Gang des Abenteuers.

Nachdem die Thür passirt war, kam man unter ein Laubgewölbe, welches so dicht war, daß der Blick vergeblich sich bemühte, es zu durchdringen und den Himmel und die Sterne zu sehen.

Der Unbekannte ging voraus, Dupuis folgte ihm, wenn auch nicht mit Mißtrauen,

doch mit Vorsicht, und nachdem er hundert Schritt gegangen war, sah er sich erleichtert im freien Garten, den offenen Himmel über sich, wo man nicht mehr von der unter den Bäumen herrschenden beängstigenden Finsterniß gedrückt wurde. Der Garten schien übrigens sorgfältig gepflegt und unterhalten zu sein, denn die frische Nachtluft war hier mit den herrlichsten Blumendüften geschwängert.

Am entgegengesetzten Ende der Allee, durch welche Dupuis geführt wurde, erblickte er ein Gebäude von schönem Aeußeren. Zwei erleuchtete Fenster in der ersten Etage ließen vermuthen, daß es bewohnt war.

Als er die wenigen Stufen eines Perrons erstiegen hatte, glaubte Dupuis an Ort und Stelle zu sein, allein sein Begleiter zog ihn nach der linken Seite bis zu dem Eingange eines vorstehenden Pavillons.

Ohne Licht traten unsre Leute in den dunklen Raum und stiegen, an der Griffstange sich anhaltend, eine kleine Treppe empor. Oben begann eine Reihe von mehreren Zimmern, welche ebenfalls im Dunklen durchschritten wurden. Endlich öffnete sich die letzte Thür und sie traten in ein Schlafzimmer, in welchem ein wollüstiges Halbdunkel herrschte. Hier wurde Dupuis allein gelassen, mit der Bitte, zu warten.

Schon aus der koketten Pracht dieses Zimmers, das ganz mit reichem gelben Damast ausgeschlagen war, und in welchem ein Bett stand, das einer Königin Ehre gemacht hätte, konnte Dupuis schließen, wenn er auch nicht vorher davon benachrichtigt worden wäre, daß er sich in der Wohnung einer vornehmen Person befand.

Wäre er weniger ein Neuling in der Galanterie gewesen, so würde ihm dieser Einfall, oder besser gesagt, diese Vorsicht, ihn in einem Schlafzimmer zu empfangen, viel zu denken gegeben, und er würde sogleich den eigentlichen Zweck der ganzen Sache errathen haben. Aber er war ganz von dem Gedanken erfüllt, über seine Herkunft unterrichtet zu werden, vielleicht sogar seine Mutter zu umarmen. Als er daher nach einigen Augenblicken in einem Nebenzimmer gehen hörte und das Rauschen eines Gewandes vernahm, fühlte er sein Herz heftig, aber ganz platonisch klopfen.

Leider sah der arme Mensch, sobald er nur einen Blick auf die Eintretende geworfen hatte, den schönsten Theil seines Hoffnungsgebäudes zusammenstürzen.

Nach der Jugend dieser Person zu urtheilen, konnte sie eher seine Schwester als seine Mutter sein, und entweder in Folge der aus dieser Enttäuschung herrührenden vorgefaßten

Meinung, oder weil die Dinge in der That so waren, wie er sie sah, schien es ihm, daß an dieser Dame nichts den hohen Stand und die vornehme Geburt verrieth, wovon man ihm so viel vorgeredet hatte. Ein freundliches Gesichtchen, das aber mehr von einer Grisette, als von einer Marquise hatte, ein prächtiger, aber ohne Anstand getragener Anzug, endlich der ganze Verein des Benehmens und des Gesichts, worin durchaus nichts Imponirendes lag: Dies war das wirkliche Portrait dieser Dame.

Indessen weil eine Person Dupuis nicht ansprach, so folgte daraus noch nicht, daß sie ihm nicht interessante Mittheilungen zu machen hatte. Auch würde er, in der ungeduldigen Sehnsucht nach diesen versprochenen Mittheilungen, der Erste gewesen sein, der das Wort ergriffen hätte, wäre die vornehme Dame ihm nicht zuvorgekommen, indem sie ihm einen Sessel anwies, den sie in die Nähe des ihrigen zog und wenigstens mit scheinbarer Verwirrung zu ihm sagte:

„Mein Gott, Herr Dupuis, es ist wohl sehr leichtsinnig von mir, daß ich Sie habe zu mir kommen lassen?"

„O nein, Madame," erwiederte Dupuis; „Sie hatten mit mir zu sprechen, und zwar in

meinem Interesse; ich hätte daher eher um Entschuldigung zu bitten, daß ich Ihnen diese Mühe verursache."

„Uebrigens," versetzte die Dame, indem sie ihre Idee verfolgte, „hält es ein Mann wohl für kein Unglück, heimlich zu einer Dame geführt zu werden, besonders wenn diese nicht alt und häßlich ist. Und dann, unter uns, Herr Dupuis, jede Bekanntschaft hat einen Anfang."

„Wie so?" fragte der Tänzer rasch, denn es schien ihm, daß diese letzten Worte unmittelbar zu dem Ziele führten, welches er im Sinne hatte.

„Nun ja," fuhr die vornehme Dame fort, „ich bin eine große Verehrerin der königlichen Tänzer, deren Vorstellungen ich fast nie versäume."

„Dies ist viel Ehre für meine Collegen und für mich," erwiederte bescheiden der Acrobat.

„O, aus Ihren Collegen mache ich mir wenig. Placide hat einiges Talent, und Pol, genannt der kleine Teufel, macht zuweilen recht hübsche Sachen; aber was ist dies Alles gegen die Anmuth und den Adel Ihres Tanzes, lieber Herr Dupuis!"

Ohne den vorgefaßten Gedanken an den ernsten und rührenden Zweck seines Hierseins,

würde der Tänzer aus diesem warmen Lobe seines Talents errathen haben, wie die Memorien sagen, denen wir unsere Geschichte entlehnen, daß seine Kraft und seine Gewandtheit bei den öffentlichen Vorstellungen entzückten, und daß man sie auch privatim kennen lernen wollte. Aber die Nachrichten, die er zu erhalten hoffte, erfüllten seinen Geist zu sehr, als daß er so leicht einer Vermuthung Raum gegeben hätte, welche alle seine Hoffnungen zerstören mußte. Anstatt also eine galante Antwort auf die schmeichelhaften Lobsprüche zu geben, die ihm gespendet wurden, lenkte er gewaltsam das Gespräch auf den Gegenstand, den er für den wirklichen Zweck desselben hielt.

„Derjenige, der mich hierher geführt hat,“ sagte er, „ließ mich hoffen, daß Sie Güte haben würden, mir einige Aufklärungen über einen Gegenstand zu geben, der mir sehr am Herzen liegt.“

„Ach ja,“ erwiederte die Dame leichthin, „der Gegenstand Ihrer Geburt.“

„Wenn Ihnen etwas davon bekannt ist, Madame, so bitte ich Sie dringend, sprechen Sie; das Glück meines ganzen Lebens hängt davon ab!“

„Aber ich weiß nicht das Geringste davon,“ erwiederte die Dame mit lächelndem und unbe-

fangener Miene; „nur, wenn man annehmen darf, daß die Herkunft eines Menschen aus seinem Benehmen und seinem gewinnenden Aeußeren errathen werden kann, so sehe ich keinen Grund, Herr Dupuis, daß Sie nicht der Sohn eines Königs oder eines Kaisers sind."

„Ah Madame!" sagte Dupuis aufstehend, „Sie haben den Gegenstand schlecht gewählt, um mich zu mystificiren!"

„Sie zu mystificiren?" erwiederte Diejenige, welche mit großem Unrecht der Härte beschuldigt wurde, in zärtlichem Tone; „wer denkt daran? Nur glaubte ich, daß man Ihnen anstatt des Glücks, Ihre Eltern kennen zu lernen, ein anderes bieten könnte, für welches Sie dankbar sein würden."

Nach diesen letzten Worten, konnte Dupuis über seine wirkliche Lage nicht mehr in Zweifel sein; aber die Art der Schönheit, die er vor sich hatte, setzte sein Herz nicht in Bewegung, und überdies hatte ihn seine getäuschte Hoffnung in eine nichts weniger als galante Stimmung versetzt. Er antwortete daher, daß er nicht verstehe, und dieses Wort sprach er in einem so kalten und trockenen Tone aus, daß er die wollüstigste Erwartung damit zurückgeschreckt hätte.

Aber Diejenige, mit welcher Dupuis sprach, ließ sich nicht so leicht abweisen, und schon aus der sonderbaren und entschlossenen Manier, mit welcher sie sich eine Zusammenkunft mit ihm verschafft hatte, konnte man ohne Mühe auf ihre Beharrlichkeit schließen.

Würde es ihr endlich gelungen sein, das Eis dieses schönen Josephs zu schmelzen? Wer kann das wissen! Aber plötzlich hörte man im Hofe des Hotels das laute Geräusch eines Wagens, welches der Circe eben so unangenehm als unerwartet zu sein schien.

Sogleich sprang sie auf und lief in ein Nebenzimmer, denn die Fenster desjenigen, in welchem sie sich befand', gingen in den Garten und nicht in den Hof. Im nächsten Augenblick kam sie in der größten Unruhe zurück und sagte:

„Wir sehen uns wieder, Herr Dupuis; aber in diesem Augenblicke nöthigt mich ein sehr unangenehmer Besuch, Sie zu entlassen."

„Auf welchem Wege soll ich mich entfernen?" fragte Dupuis, ohne sich lange bitten zu lassen. Da er keinen Anspruch auf die glücklichen Folgen der Zusammenkunft machte, so hatte er wenig Neigung, die Lasten derselben auf sich zu nehmen, und er sah sich in eine

eheliche Collision verwickelt, in welcher er wenig Erfahrung hatte.

„Hier!“ erwiederte die Geängstigte, indem sie den Tänzer nach der nämlichen Thür zog, durch welche er gekommen war.

Aber hier zeigte sich eine Schwierigkeit; die Dame drehte den Schlüssel zu hastig um, so daß sie das Schloß in Unordnung brachte, und es nicht möglich war, es zu öffnen.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Madame,“ konnte sich Dupuis nicht enthalten zu sagen; denn besonders da man es sich hatte gefallen lassen, ihn im Costum bei sich zu sehen, fühlte er sich in eine ebenso lächerliche als gefährliche Lage versetzt.

Während er sich nach einer Waffe umsah, um sich vertheidigen zu können, suchte die Dame mit ebenso raschem Blick einen Ort, wo er sich verbergen konnte. Sie hatte einen Augenblick die Idee, ihm die Thür zu einem Cabinet zu öffnen, die sich neben dem Bett befand, aber wahrscheinlich hatte sie Gründe es nicht zu thun.

„Hier, dieser Vorhang!“ rief sie, indem sie die Schnur löste, die ihn emporhielt.

Dupuis entschloß sich, hinter den weiten Falten des dichten Stoffes den unsicheren Zufluchtsort zu suchen, wo er den ersten Haupt-

sturm vorübergehen lassen oder ihn doch kommen sehen konnte.

Nachdem dies Alles in kürzerer Zeit geschehen war, als wir gebraucht haben, um es zu erzählen, sah der Tänzer mit neuem Erstaunen, daß die vornehme Dame die Lichter auslöschte und dann in größter Eil das Zimmer verließ.

Aber im nächsten Augenblick wurde die Flügelthür mit Geräusch geöffnet, ein reich betreßter Bedienter mit Lichtern in der Hand trat zuerst ein und ihm folgte . . . was man im nächsten Kapitel erfahren wird.

7.

Etwas Unerwartetes. Zwei Portraits. Rückblick. Die Erzählung wird wieder aufgenommen. Auf eine dumme Frage gehört keine Antwort.

Wir wollen zuerst auf den wüthenden, racheschnaubenden Ehemann Verzicht leisten, und ein freundlicheres Bild aufstellen: nämlich zwei reizende weibliche Gesichter. Wenn unser Dupuis, der hinter seinem Vorhange verborgen ist, diese beiden Gestalten nicht nach seinem Geschmack findet, so muß er sehr eigensinnig sein, denn man sieht es ihnen von weitem an, daß sie zu der Blüthe des Adels, zu der Quintessenz der vornehmen Damenwelt gehören. Kurz, es war das Eleganteste, was man sich denken kann: eine Marschallin und eine Marquise.

Dreißig Jahre alt, aber herrlich conservirt, eine Körperfülle, welche dieses Alter mit sich bringt, dabei aber eine blendende Frische, ein feines, seidenartiges, nur ein wenig hellblondes Haar,, was aber der Puder verbirgt und was überdies niemals für ein Zeichen niederer Herkunft gehalten worden ist, ein Busen von der

vollkommensten Form, kleine Füße, weiße, feine Hände und in dem Ausdruck des Gesichts eine Würde und zugleich eine reizende Schelmerei: dies war das äußere Bild der Marschallin. Aber wer könnte die Marquise schildern!

Fast nie sehen unsre charakterlosen gemäßigten Himmelsstriche solche glänzende Schönheiten geboren werden, welche blenden und die Sinne verwirren.

Eine Römerin, die Tochter eines Fürsten und die Nichte eines Cardinals, besaß Signora Bianca Antonini durch ihre Reize wie durch ihr Wappen mehr als irgend Jemand in der Welt das Recht, stolz zu sein.

In ihrem zwanzigsten Jahre wurde sie Wittwe ihres ersten Gatten, welcher in ihrem Besitz das unendliche Glück suchte, und an der ungemessenen und grenzenlosen Leidenschaft gestorben war, die sie ihm eingeflößt hatte.

Einige Jahre später kam sie nach Frankreich, und aus einer sonderbaren Laune schien sie die Liebe, die sie bis jetzt nur in ihren edelsten und erhabensten Aeußerungen gekannt hatte, auch unter weniger würdigen und gewagteren Verhältnissen versuchen zu wollen.

Wer hätte es geglaubt? Der Marquis von Flavacourt, ein leichtsinniger Mensch, Franzos in der schlimmsten Bedeutung des Worts, und

berüchtigt sowohl durch die Menge, als durch das Aufsehen, welche seine Liebeshändel gemacht hatten, dieser fand Gnade vor ihren Augen.

Man kann fast wetten, daß eben seine schlechten Seiten ihr diesen eleganten Wüstling empfohlen hatten.

Es schien, als ob diese ausgezeichnete Frau ihren Reizen Wunderkräfte beilegte, und es sich zum Vergnügen machte, aus diesen niedrigen Regionen einen lasterhaften, an Ausschweifungen und Sittenlosigkeit gewöhnten Menschen zu sich zu erheben, und durch die moralische Wiedergeburt dieses neuen Don Juan die Macht ihres Einflusses desto auffallender zu zeigen.

Der Beweis, daß sie es so meinte, war eine merkwürdige Anrede, die sie am Tage vor der Hochzeit, und zwar in Gegenwart der beiden Familien, im Augenblick der Unterzeichnung des Ehevertrags, in feierlichem Tone an den Bräutigam gehalten hatte.

„Marquis," hatte sie zu ihm gesagt, „Sie haben bis jetzt ein Leben geführt, welches Ihnen wenig Ehre gemacht hat, und haben Ihre glänzenden Eigenschaften schlecht angewendet. Ich glaube, daß mich die Vorsehung dazu bestimmt hat, Sie zu bessern, und muthvoll gebe ich Ihnen meine Hand als Ersatz für die unwürdigen Vergnügungen, auf die Sie von jetzt

an Verzicht leisten müssen. Sie machen, meiner Ansicht nach, keinen schlechten Handel; man sagt, ich sei schön, ich bin reich und von vornehmer Geburt, und was verlange ich dafür von Ihnen? Ein treuer Gatte zu sein und ein rechtschaffener Mann zu werden.

„In diesem Lande ist es jedoch, wie ich gehört habe, Sitte, daß man den Frauen Alles verspricht, was sie verlangen, ohne den Willen zu haben, es zu halten. Dies wäre nicht nach meinem Sinne: Treue für Treue, so verstehe ich es. Wenn Sie daher glauben sollten, daß Sie nach der Hochzeit Ihre frühere Lebensweise fortsetzen können, so ist es besser, wir treten noch jetzt zurück. Ueberlegen Sie es also, wollen Sie meine Hand? hier ist sie. Aber auch ich will Sie ganz; hintergehen Sie mich also nicht, denn ich räche mich. Ich bin Italienerin, und dies ist genug gesagt."

Als der Marquis diese sonderbare Rede, welche zur damaligen Zeit als etwas ganz Ungewöhnliches erschien, angehört hatte, trat er, wie man denken kann, nicht zurück, sondern blieb heiter und galant, und indem er sich vor der edlen Dame wie ein Vasall, der den Huldigungseid leistet, auf ein Knie niederließ, erklärte er, daß er in ihre schönen Hände unwandelbare Liebe und Treue schwöre.

Die Hochzeit fand daher Statt, und bis zu dem Augenblick, wo wir uns befinden, scheint es, daß der junge Ehemann keine Veranlassung zu Klagen gegeben hatte.

Nach dieser kurzen Erklärung kehren wir zu unsrer Geschichte zurück.

Als die Marquise in das Zimmer trat, denn es war ihre Wohnung, bemerkte sie den unangenehmen Geruch eines nicht gut ausgelöschten Lichtes, und indem sie fragte, was dies zu bedeuten habe, wunderte sie sich, daß Mamsell Lucilie, ihr Kammermädchen, bei ihrer Ankunft nicht anwesend war.

Einer der Bedienten gab irgend einen Grund dafür an, worauf sie ihnen befahl sich zu entfernen.

„Es ist sehr unangenehm, daß Ihr Mädchen nicht zugegen ist,“ sagte die Marschallin, als sie allein waren, „denn Sie müssen Sich zu Bett legen, dies ist das Beste, was sie nach einer solchen Krisis thun können. Uebrigens,“ setzte sie dienstfertig hinzu, „kann ich Sie auch, bis sie kommt, ausschnüren, und wenn Sie wollen, daß ich es versuche . . .“

Die Marquise machte eine Bewegung, mit welcher sie andeutete, wie unerhört es wäre, von einer Dame, wie die Frau Marschallin, einen solchen Dienst anzunehmen. Zugleich ver-

sicherte sie, daß sie sich besser befinde, was jedoch die außerordentliche Blässe ihres Gesichts und ein fieberhaftes Zittern ihres ganzen Körpers widerlegte.

„Mein Gott!" sprach die Marschallin weiter, „wie bedaure ich es, Ihnen dies Alles so ohne Schonung gesagt zu haben! Als ich Sie in Ohnmacht fallen sah, glaubte ich, ich habe Sie getödtet!"

„Ja," erwiederte die Marquise mit erzwungener Ruhe, „es hat mich ergriffen; aber ich schäme mich jetzt, daß ich nicht besser an mich gehalten habe. Ich habe bei der armen Herzogin eine allgemeine Störung hervorgebracht, und Ihnen habe ich noch die Mühe verursacht, mich nach Hause zu begleiten!"

„Das war das Wenigste, was ich thun konnte, da ich an Allem Schuld war. Aber was mich noch wundert, ist, daß Sie nichts gewußt haben, daß Sie in dieser ruhigen Sicherheit ohne einen Zweifel, ohne einen Argwohn, ohne eine Ahnung gelebt haben!"

„Ich hatte Vertrauen, und es kam mir nicht in den Sinn, ihn zu beobachten. Und wie hätte ich glauben können, daß schon vier Monate nach unsrer Hochzeit ein Mädchen vom Theater mich verdrängen würde?"

„Liebe Marquise, glauben Sie mir, diese Geschöpfe sind für uns rechtschaffene Frauen eine fortwährende Gefahr. Sie sind eine wahre Pest.“

„Aber ich werde mich rächen!“ sagte die Marquise mit verbissener Wuth. „Ich habe es ihm versprochen und er soll sehen, daß ich Wort halte!“

„Sich rächen ist ganz gut,“ erwiederte die Marschallin; „aber die Rache muß einen gewissen Reiz haben, sie muß nicht zu spießbürgerlich sein.“

„Ich war ihm so treu, so vertrauensvoll!“ sagte die Marquise vor sich hin; „ich gab mich ihm ohne allen Rückhalt!“

„Hören Sie, lieber Engel!“ entgegnete die Marschallin, ihre Idee aufnehmend, „könnte man nicht etwas thun?“

„Was meinen Sie? ich bin zu Allem bereit, wenn er nur recht empfindlich dadurch bestraft wird.“

„Wissen Sie wohl, daß Sie bei Ihrer Vorstellung am Hofe einen ganz ungewöhnlichen Eindruck machten?“

„Was nützt mir dies, wenn ich so behandelt werde? Diese Caroline vom italienischen Theater würde wahrscheinlich noch mehr Effect gemacht haben, da er sie mir vorzieht.“

„Glauben Sie?“ erwiederte die Marschallin im Tone freundlichen Zweifels. „Jedenfalls ist soviel gewiß, daß Ihre außerordentliche Schönheit drei Tage lang in Aller Munde war. Ich spreche nicht von den Männern, denn dies versteht sich von selbst; aber sogar bei den Prinzessinnen ist davon gesprochen worden, und der König ist so oft darauf zurückgekommen, daß die Gräfin*) Feuer und Flamme ist und sogar eine Scene gemacht hat.“

„In der That, sehr gütig, sich mit mir zu beschäftigen!“ sagte die Marquise mit Geringschätzung.

„Sehr gütig ist nicht das rechte Wort; Sie sollten sagen: sehr achtsam und in die Zukunft blickend; denn wenn Sie nur einen Gedanken hätten . . .“

„Zugegeben,“ unterbrach sie die stolze Italienerin; „aber ich werde ihn nicht haben.“

„Sie haben vielleicht Unrecht, denn wenn von Rache die Rede ist, so würde diese gewiß nicht übel sein, da sie Alles in sich vereinigt, das Angenehme und das Nützliche.“

„Sie sprechen doch gewiß nicht im Ernst, Madame?“

---

*) Dubarry.

„Warum nicht? und wenn ich die Sache recht überlege, so giebt es nichts Leichteres. Aiguillos*) ist in diesem Augenblick mit der Gräfin gespannt, und ich bin fest überzeugt, daß er sich sehr freuen würde, wenn er Jemanden bei der Hand hätte, um sie ganz aus dem Felde schlagen zu können. Ich für mein Theil habe mich noch von früher her über sie zu beklagen, und wenn Sie mir freie Hand lassen wollen ...“

Selbst in ihrem tiefsten Schmerz hätte sich die Marquise nicht die Blöße gegeben, die Lucrecia spielen zu wollen; aber der dienstfertige Eifer der Marschallin schien ihr nicht minder verletzend für ihr Ehrgefühl zu sein. Einen Augenblick suchte sie nach einem Ausdruck, um der vornehmen Unterhändlerin recht deutlich zu sagen, welchen tiefen und unüberwindlichen Abscheu ein solcher Antrag ihr verursachte; aber nach einiger Ueberlegung schien es ihr, daß ein mit einer recht auffallenden Impertinenz gewürztes Stillschweigen das Beste sei, um ihre Gedanken wiederzugeben.

---

*) Der Minister des Auswärtigen. Obgleich er der ergebenste Freund der Gräfin war, erzählen die Memoiren und Pamphlets der damaligen Zeit doch, daß er eine Madame Pater, eine berühmte holländische Schönheit, an ihre Stelle zu bringen suchte.

Sie stand daher auf und ging nach der Klingelschnur, indem sie mit dem ruhigsten und natürlichsten Tone von der Welt sagte:

„In der That, Frau Marschallin, ich mißbrauche Ihre Güte, mir Gesellschaft zu leisten. Wie Sie selbst sagten, ist das Bett nach der heftigen Gemüthsbewegung, die Sie mir verursacht haben, das Beste für mich, und mit ihrer Erlaubniß werde ich von Ihrem guten Rathe Gebrauch machen.“

Die Marschallin hatte das Erscheinen eines Bedienten nicht abgewartet, um ebenfalls ihren Sitz zu verlassen.

„Auf Wiedersehen, liebe Marquise,“ sagte sie, indem sie sich rasch entfernte, und der eigenthümliche Ton, mit dem sie diese Worte aussprach, gab ihnen einen drohenden Ausdruck, aus dem man deutlich sah, daß sie Alles verstanden hatte.

Die stolze Italienerin ging sogar so weit, daß sie ihr nicht das Geleit gab, sondern zu dem eingetretenen Bedienten sagte:

„Leuchte der Frau Marschallin.“

8.

Es ist nicht Alles Gold was glänzt. Manches wird erklärt. Man sieht nicht Alles, was man zu sehen glaubt.

Lucilie, das Kammermädchen, die so nachlässig in ihrem Dienste war, mußte sich indessen doch wiederfinden. Und in der That, sobald die Marschallin sich entfernt hatte, trat sie ins Zimmer, ohne daß ihre Gebieterin ihr geschellt hatte.

Jetzt denke man sich Dupuis' Erstaunen, als er in der Dienerin der Marquise die vornehme Dame zu erkennen glaubte, die er vor einer Viertelstunde zurückgewiesen hatte. Die Kleidung machte ihn anfangs noch zweifelhaft, denn das Mädchen hatte sich beeilt, die glänzende Toilette, die sie so schlecht trug, und deren wohlfeilen Ursprung man sich leicht denken kann, gegen einen zwar koketten aber viel bescheidenern Anzug zu vertauschen. Als er sie jedoch im nächsten Augenblicke sprechen hörte, verschwand jede Ungewißheit.

„Es freut mich, daß Du mir endlich die Ehre erzeigst, zu erscheinen," sagte die Marquise in frostigem Tone zu der gefallene Größe.

„Sie hatten gesagt, Frau Marquise," erwiederte Lucilie, „daß Sie einige Tage bei der Frau Herzogin bleiben würden, und ich erwartete Sie daher diesen Abend nicht."

Diese Ausrede war für Dupuis die vollständigste Erklärung.

Es war klar, daß Mamsell Lucilie, die den schönen Acrobaten oft hatte tanzen sehen, sich endlich sterblich in ihn verliebt hatte.

Sie wußte, daß für die vornehmen Damen, die daher auch vornehme Launen haben, die Eigenthümlichkeit mancher, in die Oeffentlichkeit tretenden Gewerbe oft der Gegenstand der lebhaftesten und verwegensten Neugierde geworden war; daß Gladiatoren, Gaukler, Kunstreiter, und, wie man behauptet hat, sogar der Scharfrichter, nicht selten in sehr vornehme Häuser gerufen worden sind, um ausschweifende oder seltsame Einfälle zu befriedigen.

Auf diese Beispiele gestützt, hatte die zärtliche Soubrette, um das Ziel ihrer verliebten Sehnsucht zu erreichen, den kürzesten Weg eingeschlagen. Den Tänzer entführen lassen, ihn blenden, indem sie ihn im Zimmer ihrer Gebieterin und in einem reichen Anzuge empfing,

dann durch ein directes Geständniß ihm den Kopf verwirren, das war der Plan, den das gute Kind entworfen und ausgeführt hatte.

Die Abwesenheit der Marquise, welche eine Freundin auf mehrere Tage besuchte, hatte die beste Gelegenheit gegeben, diese freche Intrigue ins Werk zu setzen, und man hat gesehen, wie glücklich in gewisser Beziehung die schonungslose Eröffnung der Marschallin für sie war. Unter dem Namen der unglücklichen Marquise hatte das Kammermädchen, welche von Allem, was Dupuis betraf, genau unterrichtet war, dem geheimen Boten, dessen sie sich bediente, ihre Instructionen gegeben. Dieser Mann hatte seinen Auftrag ziemlich geschickt ausgeführt, und vorläufig wußte der Tänzer nicht, wohin man ihn geführt hatte. Aber wenn er später Lust bekam, sich davon zu unterrichten, oder wenn er durch einen der tausend unvorhergesehenen Zufälle, durch welche oft die größten Geheimnisse verrathen werden, darüber aufgeklärt wurde, so mußte das Hotel Flavacourt als der Schauplatz seines Abenteuer in seinem Gedächtnisse bleiben, uud man kann sich denken, welche Unannehmlichkeiten der verwegene Streich dann für das vornehme Ehepaar haben konnte.

Bis jetzt hatte sich unsre Soubrette ziemlich gut aus der Verlegenheit gezogen, in welche die beschleunigte und unerwartete Nachhausekunft ihrer Gebieterin sie gesetzt hatte. Aber es war damit noch nicht abgemacht; ungerechnet daß sie nur zu gut einsah, wie tief sie in der Achtung des schönen Tänzers sinken mußte, war es auch vor allen Dingen nöthig, ihn aus seinem Versteck zu erlösen, und was konnte Alles geschehen, bis sich dazu ein schickliches Mittel fand!

Die erste Verlegenheit zeigte sich sogleich.

„Bringe Alles zu meiner Nachttoilette in Bereitschaft," sagte die Marquise.

Mamsell Lucilie, die sich so wenig Bedenken gemacht hatte, den Namen ihrer Gebieterin zu compromittiren, kümmerte sich wenig um die, wenigstens ungewöhnlichen Folgen, welche dieser Befehl erwarten ließ.

Aus dem sittlichen Gesichtspunkte hätte es dem unverschämten Geschöpfe nicht die geringste Sorge gemacht, wenn die Marquise sogar, ohne es zu wissen, genöthigt gewesen wäre, die Rolle der Susanna im Bade zu spielen; aber ihre Eifersucht machte sie auf eine andere Gefahr für sich selbst aufmerksam. Mußte Dupuis, wenn seine Blicke in solche Geheimnisse eindrangen, nicht davon ergriffen werden?

und wenn er die Gebieterin in ihrer ganzen, nur von einem durchsichtigen Negligee verhüllten Schönheit gesehen hatte, konnte man dann annehmen, daß er hernach noch einen einzigen Blick auf das Kammermädchen werfen werde?

In Folge dieser Betrachtung zögerte Mamsell Lucilie so viel als möglich mit der Ausführung des erhaltenen Auftrags, um das was man das Aufziehen des Vorhangs für das reizende Schauspiel, welches vorbereitet wurde, nennen konnte, zu verschieben.

Aber sie hatte es mit einer Frau von lebhaftem und unruhigen Character zu thun, welcher in kleinen, wie in großen Dingen jede Verzögerung unerträglich war. Da das Mädchen also wegen ihrer Langsamkeit und der sonderbaren Zerstreuung, mit welcher sie diesen Abend Alles that, nachdrücklich zur Rede gesetzt wurde, entschloß sie sich endlich ans Werk zu gehen, und die Offenbahrungen begannen.

Wir müssen jedoch sagen, daß sie mit der Klugheit und dem Geschick, die sie dabei anwendete, den Lauscher um die besten Vortheile seiner Lage betrog.

Wir aber beobachten bei dieser zarten Gelegenheit die größte Zurückhaltung, und überlassen es der Phantasie des Lesers, sich das Bild selbst auszumalen.

9.

Befreiung. Monolog. Musterung. Eine weibliche Idee. Der Glücksstern.

Nachdem ein einfacher, mit brüsseler Spitzen besetzter Peignoir an die Stelle des prächtigen Anzugs der Marquise getreten, ihr schönes Haar für die Nacht geordnet und ihr kleiner Fuß mit rosarothen und mit Silber gestickten Pantoffeln bekleidet worden war, schickte sich Lucilie an, das Bett aufzudecken und diesen letzten Theil des nächtlichen Ceremoniels führte sie mit einer gewissen Hast aus, denn sie hatte folgenden Plan für die Flucht ihres Gefangenen entworfen.

Sobald ihre Gebieterin sich zu Bett gelegt hatte, brannte nur ein Nachtlämpchen im Schlafzimmer. Diese Lampe wollte sie mit einer geschickt angebrachten Ungeschicklichkeit umwerfen; die Thür stand halb offen, ein weicher Teppich bedeckte den Fußboden, und so wurde es Dupuis leicht, aus dem Zimmer zu entkommen, ohne von der Marquise bemerkt zu werden.

Leider verhinderte ein ungewöhnlicher Einfall der Letzteren die Ausführung dieses Planes. In dem aufgeregten Zustande, in welchem sie sich befand, war der Schlaf tausend Meilen von ihren Augenlidern entfernt; sie weigerte sich daher, sich ins Bett zu legen, und befahl Lucilien, nicht länger um sie her zu lärmen und sie endlich allein zu lassen.

Wenn man sich ohne Zeugen glaubt und eine heftige Leidenschaft die Seele erfüllt, dann spricht man gern laut. Dies that auch die Marquise. Es gab nur einen einzigen Gegenstand ihres Monologs: der schändliche Verrath ihres Gatten konnte sie allein beschäftigen.

Ihr Herz blutete schmerzlich, aber auch ihre Eitelkeit hatte eine tiefe Wunde erhalten. Obgleich die Marschallin die Concurrenz der Theaterdamen, als eine längst bekannte und gerechtfertigte Sache dargestellt hatte, so war es ihr doch ganz unbegreiflich, wie ein Mann von Stande an dieser Classe von Frauen so viel Geschmack finden konnte.

„Was haben sie denn an sich, diese Geschöpfe?" rief sie; „ist man denn nicht eben so viel werth, als sie?"

Indem sie dies sagte, hatte sie sich einem Spiegel genähert, in welchem sie ihr reizendes Gesicht betrachtete.

„Meine Züge sind schön,“ fuhr sie fort, „mein Auge hat Leben . . . wenn ich will, lasse ich meine Seele sich darin spiegeln . . . mein Mund versteht zu lächeln oder Verachtung auszudrücken.

„Diese Hände, diese Arme,“ sagte sie, indem sie rasch den Aermel emporzog, der sie verhüllte, „sind fast so weiß wie Elfenbein, man hat es mir wohl hundertmal gesagt . . .“

Plötzlich trafen ihre Augen in dem Spiegel, den sie zum Vertrauten aller dieser Geheimnisse machte, auf eine höchst unerwartete Erscheinung.

Auf den Knien, die Hände zu ihr emporgehoben, wie zu einer Göttin lag ein schöner Jüngling und schien sie anzubeten.

Ohne an die Wirklichkeit zu glauben, beeilte sich die Marquise unwillkürlich, die Unordnung in ihrer Kleidung zu verbessern. Aber die Erscheinung blieb; sie wendete sich daher um und ging gerade auf das Fantom zu, welches, wie sie wohl sah, ein Mensch und zwar in einer ziemlich seltsamen Kleidung, war.

Eine Frau wie die meisten andren wäre erschrocken, hätte um Hülfe geschrieen und wäre in Ohnmacht gefallen; aber dies war nicht die Weise der energischen Italienerin, einer Gefahr gegenüber. Sie ergriff den Tänzer am Arme,

und indem sie diesen heftig drückte, sagte sie mit gebieterischer, aber bewegter Stimme:

„Wer sind Sie? was machen Sie hier? wie sind Sie hierher gekommen?“

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Madame, daß ich mich von meinem Entzücken, das ich nicht beherrschen konnte, habe hinreißen lassen,“ sagte Dupuis in dem ehrerbietigsten Tone. „Sie und ich sind die Opfer eines schändlichen Anschlags, und besonders ich, da ich das Unglück gehabt habe, Sie zu erschrecken.“

Auf die Aufforderung, deutlicher zu sprechen, erzählte er ohne Umschweife und ohne Lucilien zu schonen, Alles was geschehen war.

Während der arme Mensch sich auf diese Weise nach besten Kräften entschuldigte, hatte die Marquise volle Zeit, den Ausdruck seines Gesichts und seine schöne Gestalt zu bewundern, und sie wurde ergriffen von seinem sanften Organe, welches, von Natur melodisch, durch seine innere Bewegung noch einen Reiz mehr erhielt.

„Aber was bedeutet dieser sonderbare Anzug?“ fragte neugierig die Marquise, denn Dupuis hatte Alles gestanden, nur sein Gewerbe nicht.

„Ich gehöre zum Theater,“ entschloß er sich endlich zu sagen, „und in dem Augenblick als ich die Bühne verlassen hatte, wurde ich

hierher geführt, ohne daß man mir Zeit ließ, mich umzukleiden."

„Also," sagte die Marquise mit gerunzelter Stirn, „Sie haben glauben können, daß eine Frau wie ich . . ."

„Eine Frau wie Sie? O nein!" erwiederte der Tänzer mit Feuer, „ich weiß, daß Niemand auf der Welt eines Blickes aus Ihren Augen würdig ist. Aber ich kann Ihnen versichern, daß andere vornehme Damen mir zuweilen Beweise ihres Wohlwollens gegeben haben. Auch komme ich nicht mit thörichten und verwegenen Gedanken hierher, sondern, wie ich Ihnen gesagt habe, Madame, ich hoffte, Aufklärungen über meine Geburt hier zu erhalten."

„Und wie heißen Sie?"

„Dupuis."

„In der That, ich habe diesen Namen aus dem Munde mehrerer Damen bei Hofe gehört. Nicht wahr, man nennt Sie den schönen Dupuis, und vor Kurzem haben Sie vor dem König auf dem Seile getanzt."

Dupuis bejahte durch ein Zeichen, daß ihr Gedächtniß sie nicht getäuscht habe, daß er aber dabei zugleich an sein Gewerbe erinnert worden war, demüthigte ihn tief.

Plötzlich erwachte in der Italienerin, welche geschworen hatte, sich zu rächen, ein Gedanke, wie eine Eingebung von oben.

„Dupuis,“ sagte sie mit einer sonderbaren Bewegung zu dem Tänzer, „wenn man Ihnen den Vorschlag machte . . .“

In diesem Augenblicke wurden Schritte im Vorzimmer hörbar, und unmittelbar darauf wurde an die Thür, welche die empörte Gattin für ihre Rachepläne nicht für nöthig gefunden hatte, zu verriegeln, einige Male bescheiden geklopft.

„Das ist er!“ rief die Marquise aufspringend. „In mein Toilettencabinet,“ sagte sie, indem sie rasch die Thür öffnete und Dupuis in diesen Versteck drängte, denn es wurde schon zum zweiten Male geklopft.

Der junge Mann mußte es sich gefallen lassen, daß er so herumgeworfen wurde, denn in diesem Augenblick ertappt zu werden, daran war weder ihm noch der Dame gelegen. Der Glücksstern des Herrn Gemahls aber war nicht zu verkennen, daß er gerade zu diesem Augenblicke ankam.

10.

Die Sonne am Himmel ist nicht so rein, als der Grund seines Herzens. Was mit Dupuis geschah.

Wenn Herr von Flavacourt kein Muster eines Ehemannes war, und ehe man ihn deshalb verdammte mußte man ihn hören, so war er doch ein Mann, den man wegen seiner feinen Manieren und seines gefälligen Benehmens als Muster aufstellen konnte. Mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt trat er in das Zimmer seiner Gattin, wo er sich, wie wir gesehen haben, nach den Regeln der feinsten ehelichen Lebensart angemeldet hatte.

Um Fassung zu gewinnen, hatte sich Frau von Flavacourt, sobald Dupuis beseitigt war, in einen Divan geworfen, wo sie mit stolzer Miene und drohendem Blick die Anrede des Marquis erwartete.

Dieser trat nicht so lebhaft und unternehmend auf, wie gewöhnlich, sondern er suchte im Gegentheil mit einer Art ernsten und würdevollen Zärtlichkeit die Hand seiner Gattin zu ergreifen und an seine Lippen zu ziehen.

Erfreut, in einer einzigen Bewegung ihre ganze Verachtung und ihren ganzen Zorn vereinigen zu können, zog die aufgebrachte Frau diese Hand mit einem Ausdruck von Abscheu zurück, als hätte ein Aussätziger sie küssen wollen.

„Bianca," sagte hierauf der Marquis im theilnehmendsten Tone, „Du leidest sehr. Ich komme von der Herzogin, wo ich kurze Zeit, nachdem Du sie verlassen hattest, ankam, und ich weiß Alles, was dort vorgefallen ist."

„Nun, Du wirst Dich darüber gefreut haben," erwiederte die Marquise. „Wenn eine Frau bei der ersten Nachricht von der Untreue ihres Mannes in eine Ohnmacht fällt, daß Alle für ihr Leben fürchten, so kann dies nur höchst schmeichelhaft für den Ungetreuen sein, und es giebt ihm den Schein, als würde er bis zum Wahnsinn geliebt."

„Ich glaube in der That, daß Du mich liebst, Bianca, und ich bin stolz darauf; aber Du hättest Dir einen so schmerzlichen Beweis ersparen können, denn ich versichere Dir, daß Dein Verdacht durch nichts gerechtfertigt wird."

Bei diesen Worten erhob die Marquise den Kopf und sah ihrem Manne starr ins Gesicht, indem sie in seinen Zügen den Grad von Glauben zu lesen suchte, den sie seiner Versicherung beilegen konnte.

Herr von Flavacourt hielt das Feuer dieses durchdringenden Blicks ziemlich standhaft aus und erwiederte dann:

„Die Marschallin ist sehr dienstfertig gegen Dich gewesen: nachdem sie Dich mit ihrem Gift fast vernichtet, hat sie Dich nach Hause begleitet; ich hoffte, sie noch hier zu finden, und es thut mir sehr leid, daß sie schon fort ist.“

„Allerdings,“ erwiederte die Marquise ironisch, „Du hättest die Verleumderin beschämt.“

„Ueber ihre Verleumdungen hätte ich ihr kein Wort gesagt, denn die Rolle einer Natter, die sie zu ihrem Vergnügen übernommen hat, stellt sie zu tief in meinen Augen. Ich würde nur zu ihr gesagt haben: Frau Marschallin, früher handelten Sie nicht so gegen mich; es ist also in Ihren Augen ein großes Verbrechen, die Rückfälle und die alten Sünden nicht zu lieben? — So hätte sie ihren ganzen Vortheil verloren, und ich hätte nichts mehr zu fürchten, Bianca; meine Anklägerin war gerichtet.“

„Also auch diese?“ erwiederte die Marquise mit Bitterkeit; sie fühlte vor dem Anfange dieser Rechtfertigung ihren Zorn sich vermindern, und um ihn in seiner Kraft zu erhalten, ergriff sie, was ganz weiblich ist, diesen neuen Grund zu einer Beschwerde, der sich ihr darbot.

„Aber die Vergangenheit hast Du verziehen, und nur für die Gegenwart und die Zukunft habe ich Rechenschaft abzulegen.“

„Und diese unwürdige Nebenbuhlerin, diese Theaterprinzessin,“ rief die Marquise ausbrechend, „gehört sie auch der Vergangenheit an?“

Der Inculpat schien nicht in die geringste Verlegenheit zu kommen.

„Es geschieht zuweilen,“ entgegnete er, „daß der Himmel die Unschuld in seinen Schutz nimmt, und wenn sich Deine schönen Hände einen Augenblick mit der Berührung einer unsauberen Schrift besudeln wollten, so wage ich zu glauben, daß meine Rechtfertigung mir nicht schwer werden würde.“

Mit diesen Worten nahm er aus der Tasche seiner gestickten Atlasweste ein kleines, stark parfumirtes Billet, welches er der Marquise offen überreichte. Diese ergriff es und las Folgendes:

„Was höre ich, Marquis, Du bist jetzt „das Muster aller Ehemänner? Die Frau Ge„mahlin hat reine Wirthschaft gemacht, und es „ist nicht einmal eine Erinnerung an Deine „Freundinnen geblieben? Noch neulich gab mir „der dicke Vicomte sein Ehrenwort, Dich zum „Abendessen mitzubringen: ich habe Dich mit „Angst und Seufzen erwartet, und Du kamst

„nicht! Du warst sonst liebenswürdiger, und „ich muß Dir sagen, daß ich ebenfalls eine „Italienerin bin, und wenn auch ein Stumpf„näschen sich mit einem griechischen Profil nicht „vergleichen kann, so ist es doch eine Ab„wechselung.

„Sag' Marquis, wann sehe ich Dich bei „mir? Denn ich kann nicht dulden, daß ein so „hübscher Junge wie Du, ganz für die Welt „und ihre Freuden verloren ist. Es sind jetzt „vier Monate, daß man Dich nicht gesehen hat. „Willst Du in der Blüthe ihrer Jahre vor Liebe „vertrocknen und vergehen lassen

„Deine trostlose
„Caroline?"

„Welch ein Ton! welch ein Styl!" sagte Frau v. Flavacourt verächtlich, indem sie dem Marquis das Billet zurückgab.

„Du hast Recht, Bianca," erwiederte dieser, „denn indem dieser Brief mich rechtfertigen kann, setzt er mich zugleich tief herab, indem er Dir zeigt, welche unwürdigen Bekanntschaften ich gehabt habe, ehe ich der Deinige wurde. Aber noch einmal, über diese strafbare Vergangenheit hast Du großmüthig den Schleier geworfen, und ich frage Dich jetzt, können gegen diese klaren Beweise meiner Unschuld die schändlichen Intriguen eines Weibes Glauben finden,

welches geschworen hat, uns zu veruneinigen, weil ich sie verachtet habe?"

Je heftiger die Gewitter sind, desto schneller gehen sie vorüber. Zu der Beredtsamkeit des Wortes hatte der Marquis die der Handlung gefügt. Vor seiner Frau auf den Knien liegend, eine ihrer Hände küssend, die er ergriffen hatte und die sie nicht mehr zurückzog, mit zerknirschter, ruhiger Miene, trotz des hellen Glanzes, in welchem seine eheliche Tugend strahlte, bat er um Gnade und Vergebung.

Ein Strom von Thränen, die Entwickelung des furchtbaren Gewitterstoffs, der sich in dem Herzen der Marquise angesammelt hatte, verrieth, daß der schwere Sturm sich legte.

„Armand!" rief sie, indem sie sich ihrem Gatten an die Brust warf, „wenn Du wüßtest, was ich gelitten habe!"

Und im nächsten Augenblick vernahm Dupuis in seinem Versteck das Geräusch zärtlicher Küsse, von Schluchzen unterbrochen, was für ihn eine sehr angenehme Harmonie sein mußte.

Nach diesem so glücklich geschlossenen Frieden konnte man eine eigenthümliche Bemerkung in dem Benehmen des Marquis machen. In zärtlich liebenden Herzen läßt eine Scene wie diejenige, welcher wir beigewohnt haben, immer einige Unruhe zurück. Herr v. Flavacourt

war glücklicher. Er hatte tief gerührt geschienen, aber mit einer bewunderungswürdigen Raschheit in den Bewegungen seiner Laune und ohne den geringsten Uebergang verfiel er sogleich in einen leichten, fast höhnischen Ton und fragte seine Gattin scherzend, was sie dann gethan haben würde, wenn die Verleumdung, deren Gegenstand er gewesen, gerechtfertigt worden wäre?"

„Du wußtest es vorher," erwiederte Frau v. Flavacourt ernsthaft, „ich hätte mich gerächt."

„Ganz recht; aber welche Form hättest Du Deiner Rache gegeben? Hättest Du mit dem Dolche oder mit dem Feuer meinem Leben ein Ende gemacht, oder hättest Du mir die fürchterliche **aqua tophana**, dieses allerliebste Gift, welches die italienischen Damen, wie man sagt, immerwährend unter den Riechfläschchen auf ihren Toiletten stehen haben, beigebracht?"

„Das Leben tödten würde mir nicht genug gewesen sein; meine Rache wäre gegen Deine Ehre gerichtet gewesen."

„Ja, das ist wahr; wie Molière sagt, haben die Frauen ihre Rache immer in Bereitschaft. Und wer wäre der glückliche Complice gewesen?"

„Die Marschallin wollte dafür sorgen, sie hatte schon Jemanden im Auge."

„Sie verpflichtet mich dadurch aufs Neue. Und würdest Du es unbescheiden finden, wenn ich nach dem Namen frage?“

„Es war, wie ich glaube, vom Könige die Rede,“ erwiederte die Marquise leichthin. „Es bedürfe, wie sie mir versicherte, nur eines Wortes von mir.“

„Alle Wetter!“ sagte der Marquis, ohne seine gute Laune zu verlieren, „ich bin in guten Händen gewesen! Aber nimm Dich in Acht, mein Kind, wenn Du noch auf Rache sinnst; diese war verdächtig und von zweideutiger Farbe, und Du konntest dabei ebensowohl um Dein Vergnügen, als um Deinen Zorn betrogen worden.“

„Meinst Du?“ entgegnete die Marquise, und aus dem eigenthümlichen Tone, mit welchem sie dieses sagte, konnte man errathen, daß die Heiterkeit ihres Mannes nicht eben nach ihrem Geschmacke war.

Aber dieser verstand es entweder nicht, oder er achtete nicht darauf, denn er fuhr fort:

„Allerdings, denn weißt Du denn, ob ich dies für eine große Strafe gehalten haben würde? Angenommen, daß ich der Betrogene sein sollte, so wäre es vielleicht ein Trost für mich gewesen, es durch einen König zu werden.“

Bei diesen Worten verlor die warmblütige Italienerin die Geduld; sie lief auf die Thür des Kabinets zu, in welchem Dupuis verborgen war, öffnete sie, und indem sie den Tänzer rasch ans Licht zog, fragte sie:

„Und dieser hier? wäre er Dir auch ein Trost gewesen?"

Hätte Flavacourt in diesem Augenblick und an dieser Stelle den Teufel oder den König selbst gesehen, so würde er nicht so erschrocken sein. Im nächsten Augenblick bekam er Lust, zu lachen; aber er fragte im Gegentheil in ernstem und fast drohendem Tone, was diese Maskerade zu bedeuten habe.

Die Marquise erzählte ihm das freche Benehmen Luciliens; aber ihr Herr Gemahl konnte es sich auch gesagt sein lassen, denn da ein Seiltänzer von Nicolet einer Colombine vom italienischen Theater so ziemlich die Wage hielt, so wäre er, ohne seine vollständige Rechtfertigung, in großer Gefahr gewesen.

Diese Offenheit schien dem Marquis nur sehr mittelmäßig zu gefallen; er wagte es aber nicht, sein Gefühl gegen seine Frau auszusprechen, denn mit ihren energischen, und bestimmten Ideen über das Wiedervergeltungsrecht hatte sie ihm wirklich imponirt. Um indessen seinen Muth zu zeigen, wollte er sich an den

Schwachen halten, und sprach davon, den Unverschämten, den Elenden, der sich bei ihm eingeschlichen hatte, aus dem Fenster zu werfen.

Die Marquise erwiederte ihm darauf, daß seine Heftigkeit durch nichts gerechtfertigt sei, und erklärte, daß sie Dupuis unter ihren Schutz nehme.

„Ich bedarf Niemandes Schutz,“ sagte der Tänzer, der die Drohung des Marquis nur mit einem verächtlichen Lächeln erwiedert hatte. „Ein Mann von Muth kann sein Leben in die Schanze schlagen für einen Gegenstand, der es verdient,“ fuhr er mit Betonung der letzten Worte fort; „aber wenn er nicht sterben will, dann weiß er sein Leben zu vertheidigen.“

„Was sagt er?“ fragte der Marquis mit Geringschätzung.

Anstatt auf diese Frage zu antworten, entgegnete die Marquise mit einem gewissen Eifer:

„Jetzt müssen wir den jungen Mann fortschaffen, und so lächerlich dies auch scheinen möge, so wirst Du genöthigt sein, Dich darein zu mischen.“

„Wie bist Du hereingekommen, Schurke?“ fragte der Marquis.

Dupuis stand mit über der Brust gekreuzten Armen und sah Herrn von Flavacourt an, ohne zu antworten.

„Verstehst Du mich nicht?“ rief dieser mit lauterer Stimme „Ich frage Dich, auf welchem Wege Du hierher geführt worden bist?“

„Und ich antworte Ihnen nicht, weil Sie nicht so mit mir sprechen wie es sich geziemt.“

„Das ist unglaublich!“ rief der Edelmann, den dieser Stolz ganz außer sich brachte; „man soll bei diesem Luftspringer wohl Handschuhe anziehen?“

„Genug!“ unterbrach ihn die Marquise. „Mein Mann wünscht zu wissen, Herr Dupuis, auf welchem geheimen Wege Lucilie Sie hat hierher führen lassen.“

„Durch diese Thür,“ erwiederte der junge Mann, „durch eine Reihe Zimmer, einen Garten und eine Thür in einer einsamen Straße.“

Sogleich ging der Marquis nach der Tapetenthür, und entweder weil er mit weniger Hast zu Werke ging als das Kammermädchen, oder weil das Schloß einer kräftigen Hand nachgab, oder auch, weil es nur eine Laune gehabt hatte, denn die Schlösser haben auch ihre Launen, auf eine zweite Umdrehung des Schlüssels wurde der Weg frei.

„Kommt, schöner Herr,“ sagte der Marquis, indem er ein Licht ergriff; den Schlüssel zur Gartenthür hatte er gewöhnlich in der Tasche und zwar aus Ursachen.

Ohne ein Wort zu sprechen, ohne weder einen Blick, noch einen Gruß an die schöne Italienerin zu richten, holte Dupuis seinen, hinter dem Vorhange, wo er zuerst verborgen gewesen war, zurückgelassenen Mantel und folgte dem Marquis.

„Sonderbar!“ sagte die Marquise zu sich selbst; „dieser Mensch geht ganz wüthend fort und scheint mir zu zürnen. Aber ich konnte doch nichts Besseres thun, und überdies, dächte ich, war es eine Uebereinkunft; er war ein Nothnagel.“

11.

Eine Spaltung in Dupuis' Herzen, und zu welchem gewaltsamen Entschlusse er dadurch gebracht wurde.

Ein Nothnagel! Es sei, schöne Marquise, wir lassen das Wort gelten; es ist hart, fürchterlich hart, aber es hat das Verdienst, das Verhältniß sehr klar zu bezeichnen, welches die Gelegenheit, diese gefährliche Rathgeberin, zwischen Ihnen und Dupuis erzeugt hat.

Konnte denn aber die Situation nicht auf eine, für das Ehrgefühl des jungen Mannes weniger verletzende Art gelöst werden? Wenn man ihn, nachdem seine Dienste unnütz geworden, in der Stille und ohne Aufsehen verabschiedete, so war nichts dagegen zu sagen; dies war eine der Folgen seines Handels. Aber anstatt dessen ihn gleichsam zu einem lebenden Schimpf zu machen und ihn dem Herrn v. Flavacourt als die höchste Schande vorzuführen, mit welcher die Ehre eines Ehemannes bedroht werden könne, hieß dies nicht, ihn mit dem größten Egoismus behandeln und ihn zu sehr herabwürdigen?

Wie dem auch sein möge, Dupuis nahm die Sache von dieser Seite, und er verließ diese Zusammenkunft, die für ihn ein demüthigendes Ende genommen hatte, mit dem glühenden Wunsche nach Rache, welcher ihn dahin bringen konnte, zu den äußersten Mitteln zu greifen.

Aber er wäre sehr glücklich gewesen, wenn er seinen Verdruß in diesem einzigen Gedanken hätte vereinigen können, denn in seinem tiefsten Innern zeigte sich bald eine ganz andere Verwickelung. Sein Herz war in zwei Hälften gespalten, von denen die eine die Marquise haßte und verabscheute, die andere aber mit Anbetung und thörichter Sehnsucht nach ihrem Besitz erfüllt war; denn obgleich ihm bei der Erinnerung an die Demüthigung, die er erfahren, die Röthe der Scham ins Gesicht stieg, so verwischte sich doch in seinem Gedächtniß nichts von den unvergleichlichen Schönheiten, die seine Augen gesehen hatten.

Also hassen mit Liebe, lieben mit Haß, dies war der Conflict der Gefühle, dem sich der arme Mensch preisgegeben sah, und so ausgeklügelt dies auch scheinen möge, so war doch nichts leichter zu verstehen: sein Haß kam aus der Seele und seine Liebe von den Sinnen.

Uebrigens hatte er in Bezug auf seine

Liebe wie auf seinen Haß, ein Interesse, welches allen übrigen vorging: er mußte diese Frau, die seine Gedanken in zwiefachem Sinne beschäftigte, kennen, er mußte sie wiederfinden. Indem er daher den Marquis verließ, und obgleich dieser ihm mit den drohendsten Worten die strengste und unbedingteste Verschwiegenheit anempfohlen hatte, merkte er sich doch genau die Straße und die Thür, durch welche er sich entfernte. Am andren Morgen und bei hellem Tage brauchte er nicht lange und mühsam zu suchen, und der erste Vorübergehende sagte ihm daß die kleine Gartenthür zu dem Hotel Flavacourt führte, dessen Facade und Haupteingang in der nächsten Straße war.

Nachdem er hierüber Gewißheit hatte, gab es noch einen Punkt, der zu berücksichtigen war.

Wie wir wissen, sollte der schöne Tänzer am folgenden Tage mit Rosalien Hochzeit machen. Die so entsetzliche Nähe dieser Verbindung war sogar der Grund, daß Mamsell Lucilie sich entschlossen hatte, gegen Dupuis' Person den Raub- und Entführungsversuch zu unternehmen, von dem wir gesprochen haben.

Aber man erinnert sich auch, daß Dupuis eben keine große Sehnsucht nach dieser Heirath gezeigt hatte, und wenn man uns eine feine

Distinction erlauben will: er ließ sich eher zu zu dem Manne seiner Zukünftigen machen, als daß er sie zur Frau nahm.

Indessen verschwand in der Verwirrung des Geistes, in welche ihn sein Abenteuer gestürzt hatte, selbst dieser passive und träge Entschluß, denn er fühlte es wohl, daß seine Heirath ihm in dem ganzen Verhältnisse zu der Marquise die Flügel beschnitt. Er war daher plötzlich entschlossen, ledig zu bleiben, und suchte nur noch einen schicklichen und glaubhaften Vorwand, um seine Freiheit wieder zu erlangen.

Das was er thun wollte, war schlecht, denn man denke sich den Schmerz des armen Mädchens, die sich ihm mit so uneigennütziger Liebe dargeboten hatte, und die, ohne sich den geringsten Vorwurf machen zu können, von ihm verschmäht und verlassen werden sollte! Aber es ist nicht anders in der Welt: mit der Ausführung der schlechtesten Streiche ist gewöhnlich die größte Bequemlichkeit verknüpft.

Dupuis wünschte sich einen unangenehmen Zank, und als er die Wohnung seiner Braut betrat, kam ihm der gesuchte Zwist gleichsam entgegen.

Seine Entführung am gestrigen Abende war nicht so geheimnißvoll ausgeführt worden,

daß sie ganz verschwiegen bleiben konnte. Die Hausmeisterin des Theaters hatte ihn in einiger Entfernug in den Wagen steigen sehen, und von diesem sonderbaren Vorfalle benachrichtigt, hatte Madame Nicolet sich ihn in dem erotischen Sinne erklärt, den man ihm am natürlichsten unterlegen konnte.

Bei den eigennützigen und rein administrativen Gründen, aus denen sie ihre Pathe verheirathete, scheint es, daß diese Entdeckung ihr keine große Unruhe hätte verursachen sollen und können. Da sie indessen noch mehr Frau als Directrice war, konnte die züchtige Dame nicht ohne tiefe Indignation die unordentliche Lebensweise ihres künftigen Schwiegersohnes erfahren, und ebenso sehr, um die Ehre ihres Geschlechts aufrecht zu erhalten, als aus einem gewissen Bedürfniß, sich einzumischen, welches eine der weiblichen Leidenschaften ist, als wäre sie wirklich um das Glück und die Rechte Rosaliens besorgt gewesen, begann sie, sobald sie den Tänzer erblickte, in einem sehr hohen Tone über den Skandal seiner Liebeshändel zu sprechen.

Selbst wenn Dupuis mit der Absicht gekommen wäre, nichts zu verschweigen, so würde dieser Empfang seine Aufrichtigkeit zurückgeschreckt haben. Um so mehr aber, da seine Ehre so sehr dabei interessirt war, nichts von

dieser unangenehmen Geschichte an den Tag kommen zu lassen, mußte diese Art und Weise, ihn zur Rede zu setzen, ihm höchlich mißfallen. Jemehr er also gedrängt wurde, zu sprechen, desto verschlossener wurde er, und so bekam das Gespräch sehr bald einen bitteren Character.

Nachdem diese Bitterkeit schon aufs Höchste gestiegen war, rückte Mad. Nicolet noch mit ihrem letzten Argument an, und sie glaubte sich sehr klug und geschickt zu benehmen, indem sie bemerkte, daß eine Heirath, sei der Abschluß derselben auch noch so nahe, immer abgebrochen werden könne, und daß es dazu nur eines Augenblicks bedürfe.

Rosalie, welche bei diesen Debatten zugegen war, suchte dabei eine versönliche Rolle zu spielen, und da sie erklärte, sie sei nicht eifersüchtig, und begnüge sich mit Dupuis Versicherung, nicht straffällig zu sein, so hätte Madame Nicolet diese unkluge Drohung, welche Alles verdarb, unterlassen sollen.

Als sie dieses entscheidende Ultimatum ihrer Pathe hörte, errieth das junge Mädchen sogleich, wie Dupuis es aufnehmen würde, und indem sie aus ihrem Character, welcher die Sanftmuth und Unterwürfigkeit selbst war, heraustrat, wollte sie nicht zugeben, daß man

ihre Verbindung trennte, und Alles wieder in Frage stellte.

Aber die Gelegenheit war dem Tänzer zu willkommen, um sie sich entgehen zu lassen; er nahm daher mit dem höchsten Stolze die Drohung der Directrice auf, und benahm sich wie ein Mann, den man demüthigen wollte, und dem man durch die Heirath eine Gnade zu erzeigen schien. Dann stellte er sich, als faßte er plötzlich den Entschluß, den er schon mitgebracht hatte, und erklärte feierlich, daß er die Verbindung als abgebrochen betrachte, worauf er mit der trotzigsten Miene von der Welt nach der Thür zuging.

„Dupuis!" rief die arme Rosalie mit einem flehenden Ausdruck, der ihm hätte das Herz zerreißen sollen.

„Trotzkopf!" sagte Madame Nicolet, die sich plötzlich besänftigte, denn sie glaubte, hinter diesem Stolze Audinots Schatten zu erblicken.

Dupuis hörte auf nichts; die Entwickelung, die ihm seine Freiheit zurückgab, war die einzige, welche ihm lieb sein konnte, und er ließ daher, wie man im Gerichtsstyle sagt, die Sachen in **statu quo**, indem er auf der Stelle das Zimmer verließ.

12.

Dupuis' größte Sorge. Mit wem er zusammentraf, und wie er sich auf seine Rache vorbereitete.

Man würde Dupuis verleumden, wenn man sagte, er sei nach diesem Bruche vollkommen mit sich selbst zufrieden gewesen. Er hatte ein zu richtiges Gefühl, um nicht einzusehen, daß sein Benehmen nicht das eines rechtschaffenen Mannes war. Schon wegen seiner geschickten Benutzung der unvorsichtigen Aeußerung der Madame Nicolet machte ihm seine Gewissen Vorwürfe; noch mehr aber beunruhigte ihn die arme Rosalie, und der schmerzliche Ausruf, den sie im Augenblick ihrer Trennung ausgestoßen hatte, kam ihm nicht aus den Gedanken.

Und was sollte er denn mit seiner Freiheit beginnen? Wie sollte er zu der Frau gelangen, zu der ihn eine unbestimmte und mißverstande Sehnsucht zog? wie konnte er mit ihr sprechen? Was konnte er von ihr verlangen und was konnte er zu erlangen hoffen?"

So viele und so schwierige Fragen waren wohl geeignet, ihm den Kopf zu verwirren, und seine Sorge hatte den höchsten Grad erreicht, als er auf dem Boulevard des Filles du Calvaire, wohin er während seines Nachsinnens gekommen war, einen Militair begegnete, Namens Pompejus, was ohne Zweifel ein Kriegsname war.

Pompejus war Sergent in den französischen Garden und ein Mann, der zu Allem zu brauchen war. Auf dem Quai de la Feraille machte er mit Glück den Werber, in Popincourt, seiner Caserne, den geschickten Fechtmeister, in der Courtille war er der beste Tänzer, in den Porcherons der tüchtigste Trinker, überall aber das Schrecken der Ehemänner und der Liebling der Mädchen; die Liebesbriefchen, die er für Jemanden in zärtlichem und zugleich kriegerischem Style schrieb, waren so hinreißend, daß im Regiment Jeder ihn zum Sekretair haben wollte.

Er war auch ein guter Rathgeber, und sehr gewissenhaft im Punkte der Ehre und der Galanterie, bildete er sich etwas darauf ein, für die Fragen, die man ihm vorlegte, die besten Lösungen zu finden.

Bei diesen mannichfaltigen Hütfsquellen hätte man glauben sollen, daß dieser Mann ein

Crösus sei; dies verhinderten aber bei ihm zwei Dinge, nämlich weil er seine Ausgaben nicht nach den Einnahmen zu regeln verstand, und dann, weil er immer die Ehre seines Namens aufrecht erhalten wollte, und daher zu oft im Wirthshause für Andere bezahlen mußte.

An dem Tage, an welchem Dupuis ihn begegnete, war eben gänzliche Ebbe in seiner Casse, und da ein Unglück nie allein kommt, sollte er sich in Folge dieses unangenehmen Umstandes eine herrliche Gelegenheit entgehen lassen.

Die Venus des Marché Saint-Jean, eine frische, wohlhabende Fischhändlerin, spielte seit fast einem halben Jahre die Grausame gegen diesen Mars. Aber endlich war sie überwunden und bereit, sich zu ergeben; der Eroberer wollte sie an diesem Abende tractiren und hatte schon einen zehnstündigen Urlaub erhalten.

Zum Unglück gehörte die Schöne nicht zu denen, die man zu Ramponneau oder in ähnliche gemeine Speisehäuser führen konnte; wegen des Geheimnisses sowohl, als auch wegen des guten Essens mußte man sich zu einem besseren Orte entschließen, wie zum Beispiel die Petite Hotte, im Quartier der Hallen. Aber in dieser vortrefflichen Restauration hatte Pompejus keinen Credit, und er war daher,

ebenso wie Dupuis, melancholisch und fast dem Weinen nahe.

So begegneten sich diese beiden Verzweiflungen, und unsre Männer ergriffen mit schmerzlichen Mienen einander bei den Händen, denn sie waren alte Bekannte.

Dupuis hatte schon oft an die Uniform und die Lorberen des Krieges gedacht, und hätte er nicht von unten auf dienen müssen, so würde er sich gern haben anwerben lassen.

Noch lieber hätte ihn Pompejus in sein Netz bekommen, denn er war ein herrliches Subject. Obgleich sie sich aber über diesen Punkt nicht einigen konnten, waren sie doch gute Freunde, und so oft Pompejus die Wache in Nicolets Theater commandirte, entspann sich zwischen ihnen ein langes Gespräch über das Für und Wider des Kriegerstandes. Dupuis gab überdies dem Sergeanten Billets, damit er ihn tanzen sehen konnte, und dafür unterrichtete ihn dieser im Fechten und in den Regeln des galanten Umgangs.

In der erstgenannten Kunst machte Dupuis rasche Fortschritte, auf die zweite aber legte er, wie man hat sehen können, nur wenig Werth und war kein guter Schüler darin. Nichtsdestoweniger erkannte er an, daß Pompejus in der Leitung einer Liebesangelegenheit ein voll-

kommener Meister war. Diejenige aber, welche unser Lehrling in diesem Augenblicke auf dem Halse hatte, gehörte keineswegs zu den einfachen und dornenlosen; es war daher ganz natürlich, daß er sich gedrängt fühlte, das Orakel zu befragen, das ihm der Zufall in die Hände führte; und um seinen Freund in den Stand zu setzen, ihm eine erschöpfende Antwort zu geben, machte er sich kein Bedenken daraus, sich ihm zu eröffnen und ihm sein ganzes Abenteuer zu erzählen.

Für einen Menschen, der selbst eine schwere Sorge auf dem Herzen hatte, widmete Pompejus der Erzählung des Tänzers eine sehr gefällige Aufmerksamkeit. Die Stellen in derselben, denen es an der nöthigen Klarheit fehlte, suchte er, wie der Arzt bei einem Kranken, den er examinirt, durch Fragen aufzuklären, in denen sich sein Wunsch zeigte, die Sache genau durchschauen zu können. Als er sie dann ganz durchstudirt hatte, konnte er einen sicheren Ausspruch geben, und Folgendes war ohngefähr die Art und Weise, wie nach seiner Meinung diese Frage zu lösen sein dürfte.

„Wie ich sehe," sagte er, „hättest Du ein Lüstchen, mit dem quästionirten Gegenstand nähere Bekanntschaft zu machen, und da die Natur diesen Gegenstand mit so viel Reizen

begabt hat, so sehe ich ein, daß er ganz nach Deinem Geschmack ist. Auch ist nichts leichter, als daß Du zu Deinem Zweck gelangst."

„Wie?" rief Dupuis, „Du glaubst, daß man trotz des Stolzes dieser Dame, sie dahin bringen könnte . . ."

„Dahin bringen? Du brauchst nur zu winken, mein Junge, und das schöne Kind läuft Dir selbst in die Arme."

„Aber durch welches Mittel wäre sie dahin zu bringen?"

„Nun, man ängstiget sie, indem man ihr droht Alles zu verrathen."

„Aber was könnte man verrathen? es ist nichts geschehen?"

„Wie? Du nennst es nichts, wenn man in ihrem Schlafzimmer gewesen ist, sie fast im Naturzustande gesehen und ihre ehelichen Geheimnisse belauscht hat?"

„Aber lieber Freund, ihr Mann weiß Alles, wie kannst Du also glauben, daß sie sich vor meinen Verräthereien fürchten wird?"

„Und glaubst Du denn, daß es Deiner Dame gleichgültig sein wird, was die Welt und die vornehmen Leute, welche in solchen Geschichtchen immer noch mehr sehen, als wirklich darin ist, von ihr sprechen?"

„Ich verstehe Dich, ich soll ihr mit einem großen Skandale drohen. Aber das ist ein sehr gewaltsames Mittel."

„Das sind sonderbare Rücksichten, die Du nimmst! Du willst sie wohl noch besonders hätscheln?"

„Das sage ich nicht, aber es widersteht mir, ihr zu drohen."

„Mein Söhnchen," sagte Pompejus, indem er ihm auf die Schultern klopfte, „Deine Liebe steht noch auf schwachen Füßen. Wenn man recht eingenommen ist, macht man sich keine solchen Bedenklichkeiten. Du kommst mir vor, wie ein Vulkan von Stroh, den man auslöscht, wenn man drauf — bläst."

„Du hast vielleicht Recht, und wenn ich mir die Sache genau überlege, so ist es vielleicht mehr die Rache, als die Liebe, die mich dazu bringen könnte."

„Wenn wir von der Rache sprechen," erwiederte das Orakel, „dann müssen wir ganz den nämlichen Weg einschlagen, aber bei der Entwickelung wird eine Frontveränderung gemacht."

„Wie verstehst Du das?" fragte Dupuis neugierig.

„Nun, man treibt sie in die Enge, man zwingt sie zu kapituliren, und wenn man so

weit gekommen ist, macht man rechtsumkehrt. Nichts kann ein Frauenzimmer mehr kränken, als so etwas."

„Dieses Verfahren wäre mir auch lieber," erwiederte der Tänzer; „es ist anständiger und zugleich empfindlicher. Aber wie soll man eine so vornehme Frau dahin bringen, sich zu ergeben? das wird schwerlich möglich sein."

„O," sagte Pompejus in zuversichtlichem Tone, „man hat genug solche Tigerinnen gekannt, und noch diesen Abend habe ich die Absicht eine zu kirren, wäre nur das Geld nicht so rar, und müßte ich nicht ein Souper zu Hülfe nehmen."

„Ach lieber Pompejus, heute kommst Du bei mir an den Unrechten!" erwiederte Dupuis, welcher in dieser Bemerkung eine Anspielung auf seine Börse zu sehen glaubte; „ mein ganzes Vermögen besteht in einem Laubthaler, mein Gehalt ist in den letzten Tagen für die Hochzeitgeschenke draufgegangen, und mit dem Heirathsgut ist es nichts, denn die ganze Sache ist rückgängig geworden!"

„So? Du heirathest nicht?" sagte Pompejus zerstreut; „ein Laubthaler ist verdammt wenig, und ich möchte Dich auch nicht gern geniren."

„Er steht zu Diensten, Freund," sagte der Tänzer, indem er ihm den Thaler gab; „es freut mich, daß ich ihn Dir geben kann, und es thut mir nur leid, daß es nicht mehr ist."

„Es ist ein Anfang," erwiederte Pompejus, indem er den Thaler in die Tasche steckte; dann dachte er einen Augenblick nach, und als würde er plötzlich von einem ganz außerordentlichen Interesse für Dupuis ergriffen, sagte er zu ihm:

„Du machst mir Sorge, lieber Freund, denn ich sehe schon, daß Du nicht der Mann bist, diese Sache durchzuführen."

„Ich fürchte es selbst" erwiederte Dupuis, „und doch steht meine Ehre auf dem Spiel, ich muß eine Genugthuung erhalten."

„Ja, das ist keine Sache für einen Neuling; dazu gehört ein erfahrener, gedienter Mann, der ins Zeug geht, etwa so einer, wie ich."

„Das ist wahr; ich glaube, Du an meiner Stelle würdest nicht in Verlegenheit sein."

„Nun, ich will an Deine Stelle treten; ich gehe **stante pede** zu Deiner Marquise und will ihr ein Liedchen vorsingen."

„Wie? das willst Du?" fragte Dupuis bewundernd; „Du willst Dich bemühen?"

„Keine Frage! diese Frau ist kein Kaiser, daß ich mich vor ihr fürchten sollte, und wenn Du wissen willst, was ich zu ihr sagen werde . . .“

„Ich verlasse mich auf Dich; nur bitte ich Dich, in der Form die nöthige Schonung zu beobachten. Eine so vornehme Dame . . .“

„Allerliebst!“ sagte der Sergent achselzuckend; „jetzt will er mir Manier lehren! Das habe ich gewußt, Gelbschnabel, ehe Du auf die Welt gekommen bist, und ich habe Prinzessinnen gekannt, die mehr galten, als Deine Marquise von . . . halt! wie heißt sie denn?“

„Wie sie heißt?“ wiederholte Dupuis mit einer Unentschlossenheit, die ihm Ehre machte.

„Allerdings, wie sie heißt und wo sie wohnt, denn ich gehe auf der Stelle zu ihr.“

„Aber, lieber Freund, wie willst Du bis zu ihr gelangen? denn bei den vornehmen Damen giebt es eine Etikette . . .“

„Sei nur ruhig, das ist meine Sache. Also, wie heißt sie?“

„Frau von Flavacourt,“ entschloß sich Dupuis zu antworten.

„Und wo hat das schöne Vögelchen sein Nest?“

„In der Straße de la Chaussée d'Antin."

„Marquise von Flavacourt, Straße Chaussée d'Antin; Du kannst ganz ruhig sein, mein Schatz, noch diesen Abend sollst Du Rapport erhalten."

Mit diesen Worten drückte der Sergent dem Seiltänzer auf eine bezeichnende Art die Hand und die beiden Freunde trennten sich.

13.

Pompejus erscheint in einem neuen Lichte. Und wie vortrefflich demnach Dupuis' Angelegenheit besorgt wird.

Jedenfalls erforderte der Besuch, den Pompejus machen wollte, einige Vorbereitungen. Er ging daher in seine Caserne, wo er zuerst einen feinen Bogen Papier, auf den er jedoch nichts schrieb, in ein Couvert schlug. Diese sonderbare Depesche versiegelte er dann mit schönem rothen Siegellack, auf welches er anstatt des Petschaft einen Wappenknopf von seiner Uniform drückte. Hierauf setzte er so zierlich als möglich die Adresse der Marquise darauf, und da der französische Krieger sich immer gern in seiner vortheilhaftesten Gestalt zeigt, bürstete er sich sorgfältig von den Gamaschen bis zum Dreimaster ab, streute sich noch ein klein wenig Puder in die Haare, und mit seinem leeren Schreiben versehen, machte er sich nach dem Hotel Flavacourt auf den Weg, wo er auch sehr bald ankam.

„An die Frau Marquise, von dem Herrn Marschall Herzog von Biron, Oberster der französischen Garten,“ sagte er, nachdem er an das Fenster des Schweizers geklopft hatte, und indem er ihm den Brief zeigte, dessen Siegel er ihm besonders sehen ließ.

Mit einer ehrerbietigen Verbeugung rückte der Schweitzer den Hut und zog dann an der Glocke, um die Bedienten zu benachrichtigen, während er zugleich sehr höflich dem Sergeanten den Weg zeigte, den er zu nehmen hatte.

Auf dem Hausflur wurde Pompejus von einem galonirte Bedienten empfangen, dem er seine Parole wiederholte. Dieser wollte ihm den Brief abnehmen, um ihn seiner Gebieterin zustellen zu lassen; allein Pompejus weigerte sich, ihn abzugeben, indem er sagte, er habe Befehl, ihn zu eigenen Händen zu überreichen, und zugleich gab er zu verstehen, daß die Ueberbringung einer Depesche durch einen Sergeanten vom Regimente des Obersten, und nicht durch einen Bedienten, schon die Wichtigkeit derselben andeute.

Der Bediente ließ diesen Grund gelten und führte Pompejus in ein großes Vorzimmer, wo eine schöne Versammlung von Livreebedienten auf den im Hause der Marquise herrschenden hohen Fuß schließen ließ. Nachdem er ei-

nige Minuten gewartet hatte, wurde er eingeladen, in einen Salon zu treten, wo ihn eine Kammerfrau empfing, die aber nicht Fräulein Lucilie war, denn wie man sich leicht denken kann, war dieses freche Geschöpf, nach dem, was von ihr an den Tag gekommen, nicht lange mehr im Hotel geblieben. Die Kammerfrau öffnete die Thür eines andren Zimmers, und indem sie, als einen Beweis ihrer guten Lebensart, nicht „Herr Pompejus!" meldete, ein Besuch, der ihrer Gebieterin jedenfalls sehr sonderbar hätte erscheinen können, sagte sie mit einer gewissen Feierlichkeit: „Von dem Herrn Marschall von Biron!" was, wie man zugeben wird, sich etwas besser ausnahm.

Die Marquise war allein in einem mit schwerem blauen Seidenzeuge ausgeschlagenen Boudoir, und beschäftigt, einige Tagesblätter durchzusehen, von denen sie sich alle an diesem Tage erschienenen hatte holen lassen, denn die Pamphletisten, welche diese Blätter redigirten, waren solche geschickte Spürhunde und wurden so gut von Allem unterrichtet, daß es gar nicht unmöglich gewesen wäre, daß sie den ganzen Vorfall der vergangenen Nacht schon veröffentlicht hätten. Gott sei Dank! es war nichts bekannt worden, und die Marqnise nahm daher ohne eine verdrüßliche Stimmung den an-

geblichen Brief des Herzogs von Biron in Empfang. Dieser war überdies genugsam mit ihr bekannt und von so reifem Alter — er war damals neunundsechzig Jahre alt —, daß ein Schreiben von ihm an sie nichts Unerwartetes und nichts Befremdendes war.

Pompejus besaß eine solche Sicherheit und zweifelte so wenig an dem besten Erfolge seines Unternehmens, daß er, während die Marquise das Siegel des Umschlags erbrach und den fehlenden Inhalt des Schreibens suchte, sie in der größten Ruhe betrachtete und zu sich selbst sagte:

„Donnerelement, eine schöne Frau! Und die hat sich dem einfältigen Dupuis fast in Naturalibus gezeigt?"

„Aber Freund," sagte endlich die Marquise, „was denkt der Marschall, daß er mir ein leeres Blatt Papier schickt?"

„Ein leeres Blatt Papier?" wiederholte Pompejus; „ich habe doch unterwegs nichts verloren und habe der Frau Marquise das Packet so überreicht, wie es mir übergeben worden ist."

„Das sehe ich wohl, das Siegel ist unverletzt; es muß also in der Zerstreuung geschehen sein."

„Ohne Zweifel', in der Zerstreung. Indessen mit einer schönen Dame, wie die Frau Marquise, sollte man nicht zerstreut sein."

Weit entfernt, der schönen Italienerin zu gefallen, schien ihr diese Galanterie des Sergenten im Gegentheil ganz unpassend; sie maß ihm mit einem nicht sehr dankbaren Blicke und sagte dann, um ihn zu verabschieden:

„Es ist gut, ich lasse den Herrn Marschall bitten, wenn er mir wieder Briefe schickt, daß er sich die Mühe nimmt, sie zu schreiben. Sagen Sie ihm auch, daß er sie mir durch einen seiner Bedienten zukommen läßt, dies ist mir lieber."

Pompejus verstand die Lection, aber er ließ sich nicht aus der Fassung bringen und erwiederte:

„Bedaure unendlich, daß ich der Frau Marquise unangenehm gewesen bin, und dies nm so mehr, da ich noch über eine kleine Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen habe, und diese auf die möglichst freundschaftliche Art abzumachen wünschte."

„Eine Angelegenheit mit mir?"

Wir schreiben zwar die Worte her, aber den Ton und den Ausdruck können wir nicht wiedergeben.

„So ists, indem ich eben so wenig von dem Herrn Marschall geschickt bin, als von irgend einer andern Person, die Sie kennen.“

„So sprechen Sie doch,“ sagte die Marquise unwillig, „ich bin keine Freundin von Räthseln.“

„Ich bedaure außerordentlich, die Nerven der gnädigen Frau zu beunruhigen; ich machte nur einen kleinen Umschweif ehe ich den Namen meines interessanten jungen Freundes, des schönen Tänzers Dupuis über die Lippen brachte.“

Bei diesem Namen wechselte die Marquise die Farbe, denn was besonders der insolente Soldat über ihn zu sagen haben konnte, ließ nichts Angenehmes erwarten.

„Was wollen Sie mit Herrn Dupuis sagen?“ fragte sie mit einer stolzen Festigkeit, die jedoch etwas schwankend zu werden drohte.

„Ich sage, dieser Mensch muß sehr gute Augen haben, daß er hat so direct in die Sonne sehen können, ohne blind zu werden.“

Es war kein Zweifel, der Mensch wußte Alles! Die Marquise schien sich einen Augenblick zu besinnen, dann lief sie zur Klingelschnur an der sie heftig zog.

„Alle Teufel!“ dachte Pompejus, „sollte sie vielleicht Lust haben, mich durch ihre Herren Bedienten aus der Thür spediren zu lassen?“

„Der Marquis!" sagte Frau von Flavacourt zu dem eintretenden Diener; „ich erwarte ihn sogleich. Geh!"

„Der Herr Marquis ist eben ausgegangen," erwiederte der Bediente.

Die heftige Italienerin machte eine ungeduldige Bewegung, und stampfte mit ihrem schönen Fuße auf den Teppich, der den Fußboden bedeckte. Als sie aber sah, daß der Bediente noch wartete und erstaunt bald sie, bald Pompejus anblickte, sagte sie zu ihm:

„Es ist gut, geh!"

Sobald der Bediente gehorcht hatte, fuhr sie fort:

„Es thut mir leid, Herr Abgesandter des Marschalls, daß mein Mann nicht da ist, um Sie aus dem Fenster werfen zu lassen. Da Sie aber gesehen haben, wie wenig ich mich vor ihm verberge, so können Sie Sich auch denken, daß ich keinen Skandal fürchte. Wenn Sie mir also noch etwas zu sagen haben, können Sie es thun."

Während dieses kleinen Zwischenfalles hatte der Sergent volle Gelegenheit, mit sich zu Rathe zu gehen.

„Alle Wetter!" dachte er, „das ist Eine, die sich nicht leicht ins Bockshorn jagen läßt, und wenn ich ihr Dupuis' Auftrag ausrichte,

so ist sie im Stande, mir die Augen auszukratzen, ungerechnet die Stockschläge, die sie mir leicht könnte durch ihre Galgenvögel von Bedienten aufzählen lassen. Ich muß daher ein wenig von meinen Instructionen abweichen und sie auf andere Art zu schröpfen suchen; sie ist ohnehin ein zu guter Bissen für einen Burschen wie Dupuis, der doch nichts weiter ist als ein gemeiner Seiltänzer."

Nachdem er rasch diese Betrachtungen angestellt hatte, erwiederte er auf die Aufforderung kurz und deutlich zu sprechen, Folgendes:

„Ich muß mich in der That sehr unpassend ausgedrückt haben, daß die Frau Marquise so heftig geworden. Dieser Dupuis ist ein Narr, den ein Sonnenstrahl, wie ich eben sagte, den Kopf verdreht hat. Weil der Zufall und ein schändliches Kammerkätzchen ihn in das Zimmer der Frau Marquise geführt hat, gebehrdete er sich, als wollte er Alles mit Feuer und Schwert umbringen, und da er weiß, daß ich in meinen Leben einiges Glück bei den Damen gehabt habe, bat er mich um eine Unterstützung bei den dummen Streichen, die er beabsichtigte."

„Und Sie haben Sich zum Boten für seine Unverschämtheiten brauchen lassen?" unterbrach ihn die Marquise heftig.

„Ich?" erwiederte der Sergent im schmeichelndsten und scheinheiligsten Tone; „ich habe ihm im Gegentheil tüchtig den Text gelesen. Wo denkst Du hin, habe ich zu ihm gesagt, daß Du Dich auf eine solche Art gegen eine so vornehme Dame benehmen und ihr Kummer machen willst? — Aber der Mensch war ganz des Teufels; er müßte Genugthuung haben. Kurz und gut, um einen Skandal zu verhindern, habe ich mich entschlossen, an seiner Stelle zu Ihnen zu gehen . . ."

„Und deshalb," unterbrach ihn die Marquise, „hat mir auch wohl der Herr Marschall diesen wichtigen Brief geschrieben?"

„Wenn nun," fuhr Pompejus fort, ohne diesen Hohn zu beobachten, „die Frau Marquise von einem bloßen Sergenten, aber einem offenen rechtschaffenen Militär, einen guten Rath annehmen wollten, so würde ich Ihnen ganz leise sagen . . ."

„Lassen Sie hören, Sie rechtschaffener Mann und guter Rathgeber," erwiederte Frau von Flavacourt.

„Eine verständige Dame, wie die Frau Marquise, wird mich verstehen. Wenn man auch der beste Mensch von der Welt ist, so kann der elendeste Krüpel Einem schaden; man pflegt zu sagen: Sieht doch die Katze den Kaiser an!

aber sie kann ihn auch beißen, besonders wenn sie toll ist. Nun, ich wüßte ein Mittel, diesem Seiltänzer den Mund zu stopfen nnd ihm das Schwatzen zu verbieten. Diese Art Leute sind immer in Verlegenheit; sie werden tüchtig abgehetzt und schlecht bezahlt. Wenn man ihm also nur einen Knochen hinwirft, an dem er nagen kann, so stehe ich dafür, daß er nicht plaudert."

„Und wieviel soll ich Euch bezahlen, Ihr sauberen Herren?" fragte die Marquise, welche ein Complot zu errathen glaubte, bei dem es auf eine Erpressung abgesehen war.

„Die Frau Marquise sind sehr ungerecht gegen mich," erwiederte Pompejus, indem er sich stellte, als zerdrückte er eine Thräne im Auge; „und ich muß auf diese Art sehr bedauern, daß ich mich in diese Sache gemischt habe; denn wenn es sich vielleicht um zwanzig Pistolen handelt, um diesem elenden Menschen den Mund zu verstopfen, wie haben Sie glauben können, daß die Idee, eine solche Summe mit ihm zu theilen, mich bestimmt hätte?"

„Es ist wahr," entgegnete die Marquise, „wenn nur von zweihundert Livres die Rede ist, so wäre bei der Theilung nicht viel zu gewinnen."

„Ja, Frau Marquise, zweihundert Livres, nicht mehr, und ich sagte zwanzig Pistolen, aus Rücksicht auf Ihren Stand, denn dieser Luftspringer hätte mit drei Laubthalern zufrieden sein müssen. Aber eine Marquise von Flavacourt kann nicht bezahlen wie eine Bürgersfrau, das habe ich berücksichtigt.“

„Nun es sei, ich gebe Ihnen zwanzig Pistolen, aber daß ich dann nichts mehr von diesem Dupuis sprechen höre!“ sagte die Marquise, indem sie ins Nebenzimmer trat.

Während ihrer Abwesenheit konnte Pompejus einen Ausbruch seiner Freude nicht zurückhalten, daß er den Zweck, den er eigentlich bei der ganzen Sache gehabt, so vollkommen erreicht hatte.

„O Fischhändlerin meines Herzens!“ rief er aus, „jetzt bist Du mein!“

Und vor einem großen Wandspiegel, in dem er seine ganze Figur betrachten konnte, schlug er das schönste Entrechat, daß ihm in seinem ganzen Leben gelungen war.

Er war glücklich wieder zur Erde gekommen und befand sich in einer ganz schicklichen Stellung, als Frau von Flavacourt wieder eintrat.

„Hier,“ sagte sie, indem sie ihm die Summe übergab, „und jetzt hüten Sie Sich, Sich in

diese Sache zu mischen, denn der Marschall von Biron würde es erfahren und Ihren Freunde könnte ein Verhaftsbefehl . . ."

„O, er darf es Sich nicht einfallen lassen!" erwiederte Pompejus, indem er die Warnung gar nicht auf sich bezog, „er hätte es mit mir zu thun. Frau Marquise, ich habe die Ehre..."

Und voll Freuden entfernte er sich, obgleich er äußerlich eine ernste und würdige Haltung behauptete.

Die Marquise war nicht eben unzufrieden mit der Wendung, welche die Dinge genommen hatten.

Das war ganz gut für den Sergenten und für die Dame, aber für den armen Dupuis?

14.

Dupuis erfährt, daß es nicht gut ist, sein Abenteuer zu erzählen. Wir lernen Pompejus noch näher kennen.

Dupuis hatte keinen guten Tag gehabt. Kaum hatte er Pompejus seinen Auftrag gegeben, so fiel ihm, allerdings zu spät, ein, daß er nicht mit der in einer so zarten Angelegenheit nöthigen Umsicht gehandelt, indem er sich diesem Menschen anvertraut hatte.

Da es Abend wurde und er keine Nachricht erhielt, so vermehrte sich seine Unruhe noch um ein Bedeutendes. Die Nacht brachte er in der größten Angst zu, und am folgenden Morgen ging er, von seiner Unruhe aus dem Hause getrieben, halb sinnlos vor der Kaserne von Popincourt auf und und ab, Pompejus' Ausgehen erwartend, denn die strenge Disciplin, welche der Marschall von Biron im Regimente der französischen Garden eingeführt hatte, erlaubte keinem Besucher den Zutritt in ihren Kasernen.

Gegen zehn Uhr erschien endlich der Sergent. Er war ganz besonders sorgfältig gekleidet, denn er begab sich nach seinem Bureau auf dem Quai de la Ferraille, um zu werben. Man beklagte sich seit einiger Zeit, daß die Race der Herren Gardisten nach und nach ausartete, und Pompejus, der sich ganz vortrefflich auf diese Art Fischfang verstand, hatte daher Befehl erhalten, sich nach schönen Leuten auf die Lauer zu stellen.

An diesem Tage war er nicht mehr der nämliche Mensch, wie gestern, wo er sich glücklich schätzte, Dupuis einen Laubthaler abzuschwatzen. Mit dem Auftrage, um jeden Preis schöne Leute zu schaffen, hatte der Versucher eine ansehnliche Summe erhalten, um sie als Köder an seine Angel zu hängen. Obgleich dieses Geld nicht das seinige war, so schien er doch, nur weil er es in der Tasche hatte, um einen ganzen Kopf größer geworden zu sein, und dies ist in der That eine der Wirkungen dieses edlen Metalls, daß ein armer Schlucker, selbst durch den Schein es zu besitzen, Wichtigkeit erhält. Wir setzen noch hinzu, daß unser Sergent, da er nur in Masse Rechnung abzulegen hatte, sich im Nothfall kein Gewissen daraus gemacht haben würde, die Casse zu einer Anleihe in Anspruch zu nehmen.

„Nun,“ sagte Dupuis, indem er auf ihn zueilte, sobald er ihn erblickte, „welche Nachrichten? Ich glaubte, es sei Dir ein Unglück begegnet, so sehr befremdete es mich, den ganzen Tag nichts von Dir zu hören.“

„Glaubst Du denn, mein Sohn, daß man nur an Dich zu denken hat?“ erwiederte Pompejus. „Die Verliebten sind närrische Käutze, sie bilden sich noch ein, der Herrgott habe die Welt nur ihnen zu Gefallen in sechs Tagen geschaffen.“

„Ist es Dir denn gelungen, Zutritt bei der Marquise zu erhaltten? hast Du sie gesehen? hast Du sie gesprochen?“

„Donnerwetter!“ erwiederte Pompejus, „das ist ein Bissen von einer Göttin! Welche Augen! welcher Wuchs! und besonders welcher Ton!“

„Sie hat Dich also vorgelassen? und was hast Du gethan?“

„Allerdings hat sie mich vorgelassen, und ich kann sagen, daß sie mich mit Güte und Freundlichkeit aufgenommen hat. Uebrigens ein glänzendes Haus. Schweitzer, Bedienten mit Tressen auf allen Nähten, ganze Reihen von Zimmern, wie in Versailles, und Alles nach der neuesten Mode meublirt.“

„Aber was war denn das Resultat?" fragte Dupuis, der bei dieser Vorrede vor Ungeduld zitterte.

„Nun, es ging recht gut," erwiederte Pompejus nachläßig.

„Wie? sie will einen Besuch von mir annehmen?" fragte der Tänzer, ganz außer sich, schon bei dem Gedanken.

„Das eigentlich nicht, das würde zu viel Schwierigkeiten haben."

„Aber was ist denn beschlossen worden?"

„Die Dame hat mich, wie ich Dir sagte, sehr gut aufgenommen," erwiederte der Sergent, der noch immer um die Wahrheit herumging; „aber ich sah wohl, daß es keine leichte Sache sei, sie einzuschüchtern, und da ich nicht hoffen konnte, meinen eigentlichen Zweck bei ihr zu erreichen, so dachte ich: Es kann doch nicht bloß bei schönen Worten bleiben, und meine Ehre verlangt es, daß der gute Dupuis auf die eine oder die andre Art einen Nutzen von der Sache hat."

„Nun, weiter?" sagte der Tänzer, dessen Neugierde aufs Höchste gespannt war.

„Weiter und endlich," erwiederte Pompejus, „da es nicht möglich war, sich in natura bezahlt zu machen, so drehte ich die Sache so,

daß sie eine Entschädigung in Gelde geben mußte.“

„In Gelde?“ rief Dupuis in Todesangst.

„O ich habe nicht zu viel gefordert,“ erwiederte Pompejus, „ich kannte Deine Ansichten; sie sollte nur nicht sagen, daß sie ihre Chocolade umsonst und auf Deine Kosten getrunken hatte.“

„Du hast Geld von ihr verlangt?“ rief Dupuis in einem drohenden Tone, der seine innere Wuth verrieth.

„Ja,“ sagte der Sergent nachlässig, „sie hat zwanzig Pistolen herausrücken müssen und sie hat sie auch sehr gern gegeben. Sie benahm sich wie eine noble Spielerin, das muß man ihr lassen.“

„Pompejus, Du bist ein Schurke!“ rief Dupuis, der nicht länger an sich halten konnte, indem er heftig seinen Arm faßte.

„Was?“ fragte Pompejus, indem er stolz den Kopf emporhob, „was sagst Du?“

„Ich sage, daß Du ein Mensch ohne Ehre und Rechtschaffenheit bist, und daß Du die Uniform entehrst, die Du trägst?“

„Seiltänzer, Du nimmst einen Ton an, daß Du Deine sinnlosen Worte bald bereuen kannst.“

„Das ist es eben, was ich will," erwiederte Dupuis, indem er diese Drohung für eine Ausforderung nahm, „und wenn Du gleich Fechtmeister bist, so hoffe ich doch, Dir eine Lection zu geben, an die Du denken sollst."

„Du, elender Wicht?" sagte der Sergent im verächtlichsten Tone; „und Du hoffst, daß ich mich mit einem Luftspringer von Nicolet messen werde?"

„Ha!" rief Dupuis, indem er sich voll Verzweiflung mit beiden Händen vor die Stirn schlug, denn die Ideen der damaligen Zeit ließen ihm keinen Zweifel, daß er auf ein unbesiegliches Vorurtheil gestoßen war.

„Du siehst," fuhr Pompejus fort, „daß Du Dir das Temperament erhitzest, als hättest Du es mit einem Gelbschnabel zu thun, den Du mit Deiner Gesellschaft beehrest."

„Und Du hast das Geld?" fragte der Tänzer in finsterem Tone aber wenigstens mit äußerer Ruhe.

„So? es ist Dir also nicht mehr zuwider?" erwiederte der Sergent, „und Du möchtest die Baarschaft gern in die Hände bekommen?"

„Ja, es gehört mir, ich habe es theuer genug erkauft. Gieb es mir also."

„Hier," sagte Pompejus, indem er Du-

puis die Pistolen in das Fragment eines Liebesbriefes gewickelt, gab.

Dupuis öffnete mit zitternder Hand das Papier, und nachdem er die Summe rasch überzählt hatte, sagte er:

„Aber das sind nicht zwanzig Pistolen?“

„Ich habe gesagt, zwanzig Pistolen in Allem; zehn für Dich, junger Mann, und zehn für den Theilnehmer. Die Summe ist also richtig, wenn ich noch so viel rechnen kann.“

„Ach ja,“ erwiederte Dupuis höhnisch, „wir haben das Geschäft in Compagnie gemacht. Du bist ein vortrefflicher Mandatar, Pompejus!“

„Das heißt,“ sagte dieser, „Du wirst vielleicht nicht ganz Deinen Antheil finden; aber Du hattest Dich gestern so gefällig gegen mich gezeigt, und ich kam mit meiner Casse nicht ganz aus, deßhalb habe ich mir noch eine Kleinigkeit davon zugelangt . . .“

„Ich verstehe,“ erwiederte Dupuis; „wegen des Soupers, daß Du schon den ganzen Tag im Kopfe hattest, und das mir auch den außerordentlichen Eifer erklärt, mit welchem Du Dich meiner Angelegenheit angenommen hast.“

„Aber Du erhältst das Fehlende noch von mir, und ebenso den Laubthaler,“ sagte Pompejus mit Wichtigkeit.

„Ich will Dir noch einen andren Vorschlag machen," entgegnete der Tänzer kalt; „leihe mir jetzt die Summe, die Du für Deinen Antheil behalten und das was Du von dem meinigen genommen hast, und in einigen Tagen zähle ich Dir dagegen zwanzig Pistolen, die Du auf diese Weise ganz bekommst."

„Hältst Du mich etwa für ein Leihhaus, junger Acrobat?"

„Davon ist nicht die Rede, aber Du hast mich in eine fürchterliche Verlegenheit gebracht, und ich biete Dir ein einfaches und leichtes Mittel an, Alles wieder gutzumachen."

„Aber Schatz, ich begreife Deine Empfindlichkeit gar nicht. Du bekommst ganz unerwartet, wie aus den Wolken gefallen, neunzig Livres, und das nennst Du eine fürchterliche Verlegenheit? Ich wollte, es passirte mir alle Tage ein solches Unglück."

„Wie? Du siehst nicht ein, daß ich auf der Stelle und ohne eine Minute Aufschub dieses Geld der Marquise zurückgeben will, daß ich sie nicht länger in dem Glauben lassen kann, ich habe an Deiner Erpressung Theil genommen?"

„Meinetwegen, das ist ritterlich; aber leider bin ich nicht im Stande, Dir bei der Ausführung dieser schönen Handlung beizustehen, denn es ist gestern Abend mit meiner Dame

Alles drauf gegangen. Nichts in den Händen, nichts in den Taschen! wie der berühmte Taschenspieler Jonas sagt."

Mit diesen Worten hatte Pompejus in der Zerstreuung an seine Taschen geklopft, um zu zeigen, daß sie leer waren, und Dupuis hörte das Klirren der Geldstücke darin.

„Aber Du scheinst im Gegentheil sehr mit Gelde versehen zu sein," sagte er.

„Halt! dieses Geld gehört Seiner Majestät, und ist dazu bestimmt, sein Volk glücklich zu machen, an welches ich es jetzt auf dem Quai de la Ferraille, wohin ich gehe, vertheilen will, und wenn Du Lust hast . . ."

„Also," sagte der Tänzer im Tone der unterdrückten Wuth, „Du hast mich auf die schändlichste Weise compromittirt, und Du verweigerst mir jetzt Deinen Beistand? Gut, Herr Sergent, wir sehen uns wieder!"

„Nach Belieben," erwiederte dieser, ohne durch die Drohung beunruhigt zu werden, und nachdem er dem unglücklichen Dupuis, der sich entfernte, einen Augenblick mit höhnischer Miene nachgesehen hatte, setzte auch er seinen Weg fort, um seinen privilegirten Menschenfleischhandel zu beginnen.

15.

Verzweiflung. Ein Ausweg.

Jeder Mensch von Gefühl wird sich leicht in Dupuis' Lage denken können, in dem Augenblick, als er sich von dem arglistigen Sergenten entfernte. Das Ehrgefühl hat die Eigenthümlichkeit, daß es besonderen Werth auf die Meinung derer legt, gegen welche wir feindlich gesinnt sind; wenn man sich in den Augen eines Freundes eine Blöße giebt, so tröstet man sich, nicht aber, wenn es vor einem Feinde geschieht.

Und dann giebt es verschiedene Feinde, und wenn von einem Feinde die Rede ist, wie diese verführerische Marquise, von einem Feinde, den man haßt, vielleicht weil man ihn liebt, und der nur ein Wort zu sagen braucht, um das, was man einen tödtlichen Haß nennt, in unbeschränkte Hingebung zu verwandeln, dann ist man doppelt unglücklich, und es giebt nichts Schmerzlicheres, als den Gedanken, in ihrer Achtung gesunken zu sein.

Auch dachte Dupuis an nichts weiter, als sich die zweihundert Livres zu verschaffen, und sie noch im Laufe des Vormittags der Marquise zurückzugeben. Dies schien ihm eine Pflicht, ein Gebot der Ehre, und es gab kein Opfer, zu dem er nicht schon im Voraus entschlossen war, um sie erfüllen zu können.

Da er meist allein und zurückgezogen lebte, und besonders die Gesellschaft seiner Kollegen, der Künstler, sorgfältig vermied, hatte er unter ihnen nicht nur keinen Freund, an den er sich in einem dringenden Falle wenden konnte, sondern er wurde im Gegentheil von der ganzen Truppe wegen seines ausgezeichneten Talentes beneidet, und Jeder würde gern die Gelegenheit benutzt haben, wo er ihm einen heimlichen Stoß geben konnte, damit er vom Seile fiel und den Hals brach.

Sich an Nicolet zu wenden und von ihm Beistand zu verlangen, wäre Unsinn gewesen. In seinem Leben hatte Nicolet noch nicht früher bezahlt, als er mußte; er blieb hingegen nur zu oft in Rückstand; Vorschuß aber gab er nie. Ueberdies hätte Dupuis in dem Augenblicke, wo seine Heirath mit Rosalien abgebrochen worden war, diesen Knauser um keinen Preis um eine Gefälligkeit bitten können, wäre er

auch gerade das Gegentheil von dem gewesen, was er wirklich war.

Indessen ist von dem Abbruch einer Verbindung bis zu der Wiederanknüpfung derselben oft ein so kleiner und leichter Schritt, daß bei dem Gedanken an das was er gestern gelöst hatte, sich dem armen Dupuis ein zwar verzweifeltes, extremes aber doch leicht anwendbares Auskunftsmittel darbot.

Man tadle ihn nicht wegen dieses Entschlusses; er war widersinnig, wir geben es zu. Gestern eine Heirath ausschlagen, weil sie nicht nach seinem Sinne ist, und besonders um seine Freiheit für den Umgang mit einer Frau zu behalten, die er haßt und an der er sich rächen will, und heute in die Heirath willigen, weil ihm an der Meinung dieser Frau mehr als an seinem Leben gelegen ist: das widerstreitet aller Vernunft, und verräth in dem unglücklichen jungen Manne nur die Herrschaft einer fixen Idee und die höchste Verblendung der Leidenschaft.

Es war überdies natürlich, daß dieser unerwartete, ohne alle Vorbereitung, ohne alle Vermittelung gethane Schritt, um die Sache wieder ins alte Gleis zu bringen, ohne Erfolg blieb. Man war schon erstaunt über das verstörte Gesicht, mit welchem der junge Mann

seine veränderte Meinung erklärte. Es fiel auf, daß, während er sonst in Bezug auf die Geldfragen sorglos und nachgiebig war, er sich jetzt mit einer außerordentlichen Neugierde erkundigte, wenn das Vermögen der Braut ausgezahlt werden würde; kurz, in seiner ganzen Person lag etwas so Auffallendes, daß die Nicolets, als sie ihn so umgewandelt und so eifrig sahen, die Sache ins Reine zu bringen, den ganz natürlichen Gedanken hatten, daß die Gefahr der Audinotschen Concurrenz für sie aufgehört habe. Sie wieseu daher den Unglücklichen nicht eben freundlich ab, und so hatte sich seine Lage durch diesen demüthigenden Schritt nicht im Geringsten verbessert.

In dem sehr beschränkten Kreise von Bekanntschaften, in denen sich Dupuis bewegte, mußte er natürlich bald wieder auf den Punkt zurückkommen, von dem er ausgegangen, und da bei Nicolets jede Hoffnung verschwunden war, so fielen seine Gedanken wieder auf den Urheber des ganzen Unglücks, den schändlichen Pompejus.

Er hatte ihn gesehen, die Taschen mit Geld gefüllt, und dieses von ihm zu erhalten, dazu hatte ihm der schlechte Mensch, während er ihn verhöhnte, selbst ein Mittel angedeutet.

Man wird sich überdies erinnern, daß der schöne Tänzer von jeher eine gewisse Neigung zum Soldatenstande gehabt hatte, und seitdem sein Gewerbe ihn dem Schimpf ausgesetzt hatte, daß ein Andrer sich nicht mit ihm schlagen wollte, hatte er einen gänzlichen Abscheu vor seinem Zigeunerleben und vor dem Seiltanz erhalten.

Dies Alles bestimmte ihn in seiner Verzweiflung, sich nach dem Quai de la Ferraille auf den Weg zu machen, und wir sehen auch hierbei wieder die Inconsequenz der Menschen in ihren Handlungen und Entschlüssen, je nachdem der Wind der Verhältnisse von dieser oder von jener Seite kommt. Gestern hatte sich der Narr nicht an ein reizendes Mädchen fesseln wollen, die ihm mit der ganzen Liebe ihres reinen und unschuldigen Herzens entgegenkam, und heute, nachdem er eine so schöne Probe von den militairischen Sitten erhalten hatte, wollte er sich an einen brutalen Sergenten verkaufen, den er tödtlich beleidigt hatte, und der, sobald er ihn unter seine Fuchtel bekam, ihm dies auf tausenderlei Weise wieder entgelten lassen konnte.

Auf dies Alles hatte Dupuis eine Antwort. Mit einiger Geduld mußte es ihm, wie er hoffte, gelingen, das Nämliche zu werden, was Pompejus war, und dann würde es kein

kleiner Triumph für ihn sein, wenn er Genugthuung von diesem Manne fordern konnte. Allerdings wissen wir, daß dies nicht der eigentliche Grund seines Entschlusses war.

Den Kopf mit diesen Gedanken erfüllt, kam Dupuis in die Nähe des Fort l'Evêque, denn bei diesem Gefängnisse hatte der Werber für die französischen Garden sein Bureau.

In diesem Augenblicke stand der Sergent auf einer Art von Estrade, neben sich zwei Trommler und einen Pfeifer, so wie einen auffallend gekleideten Mulatten, und hielt eine Anrede an eine ziemlich zahlreiche Menschengruppe, welche aus Küchenjungen, Arbeitern, Landleuten und einigen Gehülfen bestand, welche für funfzehn Sous des Tages gemiethet waren, um seine Worte dem Volke auszulegen und dessen Enthusiasmus zu wecken.

Man glaube nicht, daß Pompejus sich damit abgegeben hätte, die Geschichte vom Eldorado zu wiederholen, diesem reizenden Lande jenseits des Meeres, wo die Straßen mit Edelsteinen gepflastert sind, wo jeder Soldat einen Neger hinter sich hat, der ihm die Flinte trägt, und wo alle Negerinnen und alle Weine der ganzen Welt, mit alleiniger Ausnahme des Burgunders, der den Transport nicht verträgt, unbeschränkt zu seinen Diensten sind. Alle diese

Aufschneidereien waren gut für die Werber der Marine; der Agent der französischen Garden wendete eine andere Art von Beredtsamkeit an.

Seine Rede war ernst und erhaben; er entwickelte die Idee, welche Ludwig XVIII. seitdem ausgesprochen hat, indem er sagte, daß jeder Conscribirte einen Marschallstab in seiner Patrontasche habe, und trug seinem Auditorium die Geschichte des Herrn von Fabert vor, welcher ursprünglich Buchdrucker in Metz war und es unter Seiner hochseligen Majestät Ludwig XIV. bis zum Marschall gebracht hatte; ferner erzählte er, wie Franz von Chevert, Sohn des Küsters an der Kathedralkirche von Verdun, als Generalleutnant der königlichen Armeen gestorben sei und in Saint-Eustache begraben liege, wo man zum Beweis sein Grabmal sehen könne.

Verführt von so glänzenden Beispielen des militairischen Glücks, traten einige Gimpel aus dem Kreise der Zuhörer und boten sich zur Anwerbung an; aber keiner von ihnen hatte die Länge oder die Körperbeschaffenheit, um angenommen werden zu können. Pompejus sah, daß er seine Beredtsamkeit ohne Erfolg verschwendet hatte und kehrte ziemlich verdrüßlich in sein Bureau zurück, wo er, theils um seine Stimme für eine neue Rede zu kräftigen,

theils um seinen Unmuth zu ersäufen, eine Flasche Clairet zu Hülfe nahm, welcher dazu bestimmt war, die Contracte zu befestigen. In diesem Augenblick erschien Dupuis.

Hätten sie auch nicht kurz vorher einen kleinen Wortwechsel mit einander gehabt, so würde Pompejus in seinem Prätorium und bei der Ausübung seines Amtes den Seiltänzer nicht mit der gewöhnlichen Vertraulichkeit empfangen haben. Er benahm sich daher mit Ernst und Würde gegen ihn, und in einem Tone, welcher kaum auf eine Bekanntschaft zwischen ihnen schließen ließ, fragte er den Acrobaten, was ihn zu ihm führe.

„Wie viel zahlt der König, wenn man sich anwerben läßt?" entgegnete Dupuis ohne weitere Vorrede.

„Das ist verschieden," erwiederte der Sergent; „wir haben die Preise nach den Subjecten, aber für einen Burschen wie Du würden wir wohl bis auf **50** Livres gehen, sogar bis auf sechzig, da wir Dich kennen."

„Sechzig und neunzig," rechnete Dupuis in Gedanken,, „das sind noch nicht zweihundert Livres."

„Du hältst also immer noch an Deiner Idee fest?" fuhr Pompejus in freundschaftlicherem Tone fort; „ich kann dies nicht billi-

gen, junger Mann, aber ich muß Dich bewundern, und mit so zarten Gruudsätzen ist man für die Laufbahn der Ehre geschaffen, auf welcher ich Dir Glück verspreche."

„Wenn ich es nur bis zum Sergenten bringe," erwiederte Dupuis in bedeutungsvollem Tone, „mehr verlange ich nicht."

„Dies ist ein schöner Rang," versetzte Pompejus, „und dann könnten wir zusammen ein Wörtchen sprechen, denn ich errathe Deine Idee."

„Wenn Du mich erräthst, so solltest Du mir den Eintritt erleichtern; wir sind nur noch funfzig Livres auseinander, sollten diese ein Hinderniß sein?"

„In der Hoffnung, recht bald Deine Partie machen zu können," erwiederte Pompejus als galanter Raufbold, „rechne ich so: Du hast neun Pistolen, eine bin ich Dir schuldig von Deinem Antheil an der Contribution der Marquise, und außerdem noch einen Laubthaler; das sind zusammen hundertsechs Livres."

„Ganz recht," sagte Dupuis, „aber von da bis zu der Summe, die ich brauche..."

„Laß mich doch; zu den hundertsechs Livres füge ich sechzig hinzu, als Dein Hand-

geld, und es fehlen dann noch vierunddreißig. Diese schieße ich Dir vor, und Du zahlst sie seiner Zeit von Deiner Löhnung zurück. Ich riskire allerdings etwas dabei, indem ich einen solchen Gebrauch von meiner Kasse mache; aber der Marschall nimmt es bei schönen Leuten nicht genau, und der französische Soldat ist einmal so: da Du Dich über mich beklagen zu können glaubst, so habe ich keinen eifrigeren Wunsch, als Dir gefällig zu sein."

„Und ich erhalte das Geld sogleich?" fragte Dupuis hastig.

„Auf der Stelle; Du brauchst mir nur einen kleinen Schein über die vierunddreißig Livres zu geben, und dieses Papier hier zu unterzeichnen."

Dupuis achtete nicht auf das Sonderbare dieses Handels, der ihn noch zum Schuldner des listigen Sergenten machte, während er demselben ein so kostbares Gut, wie seine Freiheit verkaufte. Das Geld wurde ausgezahlt und er unterschrieb den Schein, sowie den Werbebrief, die ihm vorgelegt wurden.

„Jetzt," sagte Pompejus, „hast Du noch den ganzen heutigen Tag, um das Civilleben genießen zu können. Nimm also Abschied von

Eltern, Verwandten, Freunden und Geliebten, und morgen früh stelle Dich bei guter Zeit in der Kaserne ein, wenn Du es nicht mit der Maréchaussée zu thun bekommen willst."

Dupuis verließ das Bureau, ohne an den folgenden Morgen zu denken; er dachte an nichts, als an die Gegenwart.

16.

Dupuis' Besuch bei der Marquise.

Das Geld haben, war ganz gut, aber es zurückgeben zu können, mußte man Zutritt bei der schönen Marquise erhalten, und dies war keine leichte Sache.

Die Idee des brieflichen Weges fiel Dupuis zuerst bei, und er wäre ihm lieber gewesen, als jeder andre, denn er hätte auf diese Weise mit mehr Freiheit eine gewisse Feierlichkeit in Worte und Gefühle legen können, welche dem Schritte den er that angemessen war.

Auf der andren Seite aber hatte der Gedanke, die vornehme Dame wiederzusehen, und ihr persönlich einigen Stolz an den Tag legen zu können, viel Verführerisches. Da er Niemanden hatte, dem er einen so zarten Auftrag hätte geben können, so beschloß er daher, es selbst auf sich zu nehmen, und nachdem er einige Sorgfalt auf seinen Anzug verwendet hatte, nur, wie er zu sich selbst sagte, um von den Bedienten ein wenig artiger behandelt zu wer-

den, trat er den Weg nach dem Hotel Flavacourt an, unterwegs es bedauernd, daß er Pompejus nicht gefragt hatte, auf welche Weise es ihm gestern gelungen war, Zutritt zu erhalten.

Als er an die Thür des Hotels kam, fühlte der arme Mensch sein Herz so heftig klopfen, daß wenig gefehlt hätte, er wäre wieder umgekehrt.

Nachdem er sich jedoch seinen Mangel an Muth vorgehalten hatte, überschritt er die Schwelle und stand im nächsten Augenblick vor dem Cerberus, den das rothe Siegel des Sergenten so schnell gezähmt hatte.

Dupuis rettete nur sein günstiges Aeußere, und ein gewisser Anstand, welcher niemals seine Wirkung auf die dienende Klasse verfehlt, besonders wenn er durch eine saubere Kleidung und ein artiges Benehmen noch gehoben wird, ohne jedoch in Tölpelei oder Verlegenheit auszuarten.

Da alle diese Eigenschaften sich in Dupuis vereinigt fanden, so ließ ihn der Schweizer passiren, indem er ihn nicht ohne Wahrscheinlichkeit für einen Bekannten der Marquise hielt, und Dupuis stand daher sehr bald vor dem Bedienten, der ihn anzumelden hatte.

Dieser schien einen schärferen Blick und eine feinere Nase zu haben, denn er bemerkte

sogleich, daß Dupuis kein Bekannter der Marquise war, den man so ohne Weiteres einlassen konnte.

Er fragte ihn daher nach seinem Namen und dem Grunde seines Besuchs, und zum Glück hatte der junge Mann einen ziemlich guten Einfall; er antwortete, daß seine Name der Frau Marquise nicht bekannt sei, daß er ihr aber Geld bringe.

Ein solcher Grund wird in der ganzen Welt günstig aufgenommen, und da er hier noch durch eine kleine Lüge unterstützt wurde, war sein guter Erfolg entschieden.

„Kommen Sie von dem Notar der Frau Marquise?“ fragte der Bediente, welcher unsren jungen Mann für einen Schreiber oder etwas Aehnliches hielt, denn Dupuis zog für seine Kleidung die dunklen Farben vor, welche sein Gewerbe weniger verriethen.

„Ja, von dem Notar,“ erwiederte der Tänzer, die ihm eingegebene Unwahrheit bestätigend.

„Kommen Sie,“ sagte der Bediente, „ich will Sie zu dem Herrn Intendanten führen.“

Das paßte nicht in Dupuis' Plan, und es war ihm wenig daran gelegen, das Gesicht dieses Herrn Intendanten zu sehen.

Zum Glück fand er in der Verfolgung des Gedankens von dem Notarius ein Mittel, den Schlag abzuwenden.

„Außer dem Gelde, das ich bringe," erwiederte er, „habe ich die Frau Marquise auch noch um eine Unterschrift zu bitten. Die Sache hat Eil, und die Zeit würde versäumt werden, wenn ich erst zum Intendanten gehen sollte."

„So treten Sie hier ein," sagte der Bediente, indem er ihm die Thür des Vorzimmers zeigte, und einen Augenblick später, nachdem er seine Gebieterin benachrichtigt hatte, führte er ihn in das Boudoir ein, welches wir schon kennen.

Die Marquise saß mit dem Rücken nach der Thür gewendet und war mit der Beendigung eines Briefes beschäftigt, den sie an die Freundin geschrieben hatte, bei welcher sie vor einigen Tagen in Folge der Mittheilungen der Marschallin in Ohnmacht gefallen war.

Der Gegenstand des Schreibens nahm ihr ganzes Interesse in Anspruch, denn sie erzählte in demselben besonders, wie glänzend der Marqnis sich gegen sie gerechtfertigt hatte. Als Dupuis eintrat, blickte sie daher nicht einmal auf, besonders da sie sich schon denken konnte, wie ein Schreiber aussah.

„Ich bin gleich zu Diensten,“ sagte sie indessen freundlich; „nehmen Sie einstweilen Platz.“

Dupuis benutzte diese Erlaubniß nicht, und es war ihm sogar lieber, stehen zu können, denn in dieser Stellung konnte er, so lange als die Marquise ihn warten ließ, mit dem entzückten Auge eines Bildhauers ihren reizend schönen Schwanenhals betrachten, der besonders durch die vorgebeugte Lage des Kopfes seine schöne Form noch deutlicher zeigte.

Nachdem der Brief beendigt, unterschrieben und noch einmal durchgelesen war, erinnerte sich die schöne Clientin des Wartenden endlich seiner Anwesenheit, und indem sie sich nach ihm umsah, ohne ihn jedoch zu erkennen, fragte sie ihn:

„Was soll ich denn unterschreiben?“

„Zuerst,“ erwiederte Dupuis mit einer Stimme, welche hätte sicherer sein können, „habe ich Ihnen Geld auszuzahlen.“

Diese Stimme dieser Ausdruck von Unruhe weckten die Aufmerksamkeit der Marquise, deren Blick forschender wurde. Sie war ihrer Sache jedoch noch nicht gewiß, und sagte daher:

„Ich empfange kein Geld; Sie müssen es dem Marquis oder dem Intendanten einhändigen.“

„Nein Madame, ich muß es an Sie auszahlen; es handelt sich um eine Summe von zwanzig Pistolen ...“

Die Marquise ließ ihn nicht aussprechen; sie stand rasch auf, sah ihn genauer an, und da sie nicht mehr zweifeln konnte, rief sie aus:

„Aber Sie kommen nicht von meinem Notar? Sie sind der Dupuis von neulich Abend?“

„Ganz recht, ich bin der Dupuis,“ wiederholte der Tänzer in bitterem Tone, „der vor dem Könige auf dem Seile tanzt.“

„Nun, was wollen Sie noch? ich habe gestern Ihrem Helfershelfer gesagt, daß ich nicht Lust habe, ferner Ihre und seine Besuche zu empfangen; ich habe ihm sogar gegeben, was er von mir verlangte, um die Sache ein für allemal zu beendigen. Was bedeutet also diese neue Zudringlichkeit?“

„Derjenige, den Sie meinen Helfershelfer nennen,“ erwiederte Dupuis mit einer kleinen Umgehung der Wahrheit, „ist ein Nichtswürdiger, der, ein Geheimniß, welches er mir abgeschwatzt hat, mißbrauchend, sich bei Ihnen eine schändliche Erpressung hat zu Schulden kommen lassen, der Sie Sich unterworfen haben. Ich komme, Frau Marquise, Ihnen das Geld zurückzugeben, denn wenn auch mein Ge-

werbe verachtungswerth ist, so folgt daraus noch nicht, daß ich es auch sein will.“

Mit diesen Worten nahm er die Summe in Laubthalern, welche sauber in Papier gewickelt waren, aus der Tasche, und legte sie auf den Schreibtisch.

Frau von Flavacourt sah ihm mit einer Art Erstaunen zu, denn die Festigkeit seiner Worte war ihr ebenso unerwartet, als das ganze Verfahren. Endlich sagte sie zu ihm:

„Aber warum wollen Sie mir dieses Geld zurückgeben? Was ich gegeben habe, nehme ich nicht wieder zurück.“

„Gegeben ist nicht das richtige Wort,“ erwiederte der Tänzer; „es ist Ihnen auf eine schändliche Weise abgepreßt worden. Was das Nichtzurücknehmen der Beweise Ihrer Freigebigkeit betrifft, so weiß ich nicht, ob Sie damit ganz Recht haben; ich finde sogar, daß Sie Sich zuweilen bei dergleichen Gelegenheiten mit mehr Härte benehmen als nöthig wäre.“

Dupuis hatte einen Uebergang benutzt, der sich ihm darbot, und er glaubte sogar etwas sehr Kluges gethan zu haben, indem er diese Gelegenheit ergriff um seine früheren Beschwerden wieder vorzubringen.

Aber diese Rückerinnerung schien der Marquise sehr wenig zu gefallen; sie glaubte sogar, dadurch das Recht zu erhalten, einem Schritte, den sie anfangs günstiger zu beurtheilen geneigt war, eine sehr wenig ehrenvolle Auslegung geben zu müssen, und sie sagte daher mit einiger Heftigkeit:

„Ich habe es dem Manne, den Sie zu mir geschickt haben, schon gesagt, daß wenn ich wieder von ihm oder von Ihnen sprechen höre, ich die Bastille zu Hülfe nehmen werde. Also brechen wir davon ab, nehmen Sie Ihr Geld und gehen Sie."

„Ich werde gehen," erwiederte Dupuis, „denn bei der demüthigenden Rolle, die man mich in Ihren Augen spielen läßt, habe ich nicht das Recht, Ihnen meine Gegenwart aufzudringen; aber das Geld lasse ich hier, denn es gehört Ihnen."

„Ich sage Ihnen, daß ich es Ihnen gegeben habe," versetzte die Marquise mit dem Fuße stampfend, „und übrigens glauben Sie nicht, daß ich mich durch Ihre scheinbare Uneigennützigkeit täuschen lasse, die nichts weiter ist, als ein Vorwand, um noch einmal zu mir kommen zu können."

„Wenn ich aber gehe und nichts mitnehme, so werden Sie wohl glauben müssen, daß mein Schritt den Zweck hatte, den ich gesagt habe."

„Sie hätten nur so klug sein sollen, nicht vorher Gebrauch von der Summe zu machen, ehe Sie sie mir zurückgaben."

„Gebrauch davon zu machen?" wiederholte Dupuis erstaunt, denn er verstand nicht, was die Marquise meinte.

„Allerdings haben Sie Gebrauch davon gemacht. Ich bezahle die Leute nicht in Thalern, wie meine Pächter; ich habe dem Soldaten, der bei mir war, Gold gegeben, Sie haben dieses wahrscheinlich zuerst durchgebracht, und dann, um einen Vorwand zu haben, wieder zu mir zu kommen, haben Sie Sich dieses schöne Geld verschafft, welches Sie nur geborgt haben, in der Aussicht auf die neue Spekulation, die Sie mit mir vorhaben."

Eine dunkle Röthe überzog das Gesicht des jungen Mannes, als er diese Anklage hörte, der es, so subtil sie auch war, doch nicht an Wahrscheinlichkeit fehlte. Er verfluchte in Gedanken seinen Mangel an Klugheit und Vorsicht, denn es wäre in jedem Fall schicklicher gewesen, sich Gold zu verschaffen, und das Geld nicht nach Art der Pächter zurückzuzahlen, wie die Marquise so aristokratisch gesagt

hatte. Da er indessen zu einer Beschuldigung, welche das ganze Resultat eines großen Opfers für ihn vernichtete, unmöglich schweigen konnte, erwiederte er:

„Sie haben Unrecht, Frau Marquise, dieses Geld zu verachten; es hat einen hohen Ursprung, es ist königliches Geld.“

„Was wollen Sie mit Ihrem königlichen Gelde sagen?“

„Ich will sagen, daß der Mann, der gestern hier war, für Seine Majestät rekrutirt, und daß diese Rolle aus königlichem Handgelde besteht.“

„Sie haben sehr Unrecht, mir dieses zu gestehen,“ sagte die Marquise, welche sich von ihrer Idee nicht losmachen konnte; „es beweist, daß der Soldat, welcher solche Eingriffe in seine Casse macht, ein Dieb ist und daß Sie...“

„Und daß ich sein Opfer bin,“ unterbrach sie Dupuis rasch. „Der Elende hatte das Geld durchgebracht, welches er Ihnen abgepreßt hatte, und da ich es Ihnen um jeden Preis zurückgeben mußte, habe ich mich verkauft.“

„Sie haben Sich anwerben lassen?“ fragte die Marquise mit einer Ueberraschung, welche nichts Beleidigendes mehr hatte.

„Ja Madame, ich werde nun nicht mehr vor dem Könige auf dem Seile tanzen, sondern ich werde mich für ihn schlagen.“

„Welcher Wahnsinn!“ rief Frau von Flavacourt, immer mehr besänftigt; „hatten Sie denn nöthig, zu diesem extremen Mittel zu greifen?“

„Sie verachteten mich schon genug, wegen eines Vorfalls, der ohne mein Zuthun wider meinen Willen herbeigeführt worden war, ohne daß ich durch eine Schändlichkeit, an welcher ich scheinbar Theil genommen hatte, mich noch mehr in Ihren Augen herabsetzte.“

„Nein, Sie dürfen nicht Soldat werden!“ rief die Marquise lebhaft; „Soldat werden ... ein so beschwerliches Leben ... und um meinetwillen! ... Nein, ich will es nicht, Herr Dupuis ... Ihre Anwerbung soll keine Folgen haben ... Wenn Sie noch sogleich Offizier würden!“

„Vielleicht werde ich es,“ erwiederte Dupuis in zuversichtlichem Tone, dem es jedoch nicht an Bescheidenheit fehlte.

„Offizier? Armer Mensch! an Muth wird es Ihnen wahrscheinlich nicht fehlen, um es zu werden, denn was Sie gethan haben, zeugt von einem edlen Herzen,“ sagte die schöne Italienerin in einem Tone, welcher ihre Rührung

verrieth; „aber was hilft der Muth ohne die Geburt?“

„Es wird mir ohne Zweifel etwas mehr Mühe kosten als einem Andren; aber es fehlt doch nicht an Beispielen, daß ein Bürgerlicher...“

„Ja, einer unter tausenden,“ fiel ihm die Marquise ins Wort. „Ich sage Ihnen, daß es Unsinn ist, und daß Sie Sich durchaus wieder loskaufen müssen. Was kann der Abschied kosten?“

„Ich? ich sollte von Ihnen annehmen...?“ sagte Dupuis, ohne zu endigen.

„Sie haben Recht, dies werden Sie nicht wollen. Aber ich weiß ein anderes Mittel: ich werde an den Marschall Biron schreiben, mit dem ich genau bekannt bin, und der er es mir gewiß nicht abschlagen wird, Sie loszugeben.“

„Ich bitte, Frau Marquise, thun Sie dies nicht; ich würde diese Begünstigung nicht annehmen, wenn auch der Herr Marschall sie mir bewilligte.“

„Weil sie Ihnen auf meine Empfehlung zu Theil würde, nicht wahr?“ fragte die Marquise im Tone des Vorwurfs. „Sie hegen also Groll, Herr Dupuis, und es ist nicht gut, Sie zu beleidigen, wenn man dies auch ganz ohne Absicht gethan hat.“

„Sie verachten mich also nicht so sehr, als ich habe glauben können?“ entgegnete der Tänzer, den diese Art entfernter Rechtfertigung ein wenig besänftigte.

„Ich Sie verachten, da Sie ein so lobenswerthes Zartgefühl an den Tag legen?“

„Ach, ich habe vielleicht Unrecht, mich so empfindlich zu zeigen; aber mein Stand setzt mich so oft einer verächtlichen Behandlung aus, und es schien so ganz, als würfen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl als den gemeinsten Menschen ins Gesicht!“

„Aber haben Sie denn nicht gesehen, daß ich in diesem Augenblicke nicht bei Sinnen war? Ich werde schreiben, nicht wahr?“

„Sie können es immer thun, wenn ich es auch nicht zugebe,“ erwiederte Dupuis ziemlich jesuitisch.

„Dann müssen wir uns auch wiedersehen,“ fuhr die Marquise fort, in der Absicht, den Frieden ganz zu befestigen. „Ich werde meinem Manne Ihr lobenswerthes Benehmen erzählen, und wir werden uns dann bemühen, Ihnen eine etwas bessere Stellung zu verschaffen, als diejenige ist, in der Sie Sich jetzt nur mit Widerwillen befinden.“

Dieses Versprechen, den Marquis zum Theilnehmer an dem zu machen, was ihm an-

geboten wurde, schien nicht ganz nach Dupuis' Geschmack zu sein, denn in dem nämlichen Augenblick wurde seine Miene sichtlich finsterer, und indem er sich zum Gehen anschickte, sagte er in frostigem und gezwungenem Tone:

„Ich muß Sie sehr um Entschuldigung bitten, Frau Marquise, daß ich Sie so lange belästigt habe."

Frau von Flavacourt, die sich schon wieder an ihren Schreibtisch gesetzt hatte, bemerkte die Bitterkeit in der Miene des Tänzers nicht, obgleich ihr der Ton, mit welchem er Abschied von ihr nahm, wohl hätte auffallen können, und um sich fortwährend gütig und wohlwollend zu bezeigen, sagte sie, indem sie ihm sogar ihre schöne Hand reichte:

„Also wenigstens ohne Groll!"

Dupuis that unwillkürlich einen Schritt, um diese ausgezeichnete Gunst zu benutzen; aber er berechnete schnell, daß sie im Grunde von keiner Bedeutung war, ging daher nicht weiter, sondern verbeugte sich ehrerbietigst, als wollte er sagen: Noch bin ich es nicht würdig, und verließ dann rasch das Zimmer.

17.

Die Marquise erhält einen andren Besuch und erfährt erbauliche Dinge.

Frau von Flavacourt hatte an den Obersten der französischen Garden einen etwas volleren Brief geschrieben, als Derjenige war, den er gestern angeblich an Sie abgeschickt hatte, und sie war im Begriff, einem ihrer Leute Auftrag zu geben, daß er ihn sogleich forttragen sollte, als ihr ein Besuch angemeldet wurde, den sie nicht erwartet hatte.

„Meine theure Marquise," sagte die eintretende Marschallin, der sie vor zwei Tagen so deutlich die Thür gewiesen hatte, „ich werde Ihnen ein wenig characterlos erscheinen, daß ich nach Ihrem neulichen Verfahren gegen mich, wieder zu Ihnen komme; aber ich zürne Ihnen deshalb nicht, ich lege es nur Ihren Nerven zur Last, und dann muß ich Ihnen auch sagen, daß Sie auf die empörendste Art hintergangen worden ..."

„Entschuldigen Sie, Frau Marschallin,“ fiel ihr die Marquise ins Wort, „ich habe schon zu viel zu leiden gehabt durch die ungeforderten Mittheilungen, die Sie mir neulich gemacht haben, und deren Uneigennützigkeit und gute Absicht mir nicht zu untersuchen obliegt. Ich habe mir indessen über ihren Werth und über ihre Begründung eine Meinung gebildet, und es würde mir sehr schwer fallen, diese wieder aufzugeben, ja ich wünsche sogar, deshalb nicht mehr beunruhigt zu werden.“

„Ich weiß dies Alles,“ erwiederte die Marschallin, „ich weiß, daß Sie in einem Zauber befangen sind, daß Sie mich für eine Potiphar halten, welche Jagd auf Ihren Joseph von Manne macht; ich weiß sogar, daß Actenstücke vorhanden sind, welche seine Aussage bestätigen, und daß selbst der berühmte Gerbier nicht mit mehr Beredtsamkeit und Erfolg in einem Prozesse plaidiren würde, als er bei seiner Rechtfertigung gethan hat.“

„Da Sie so viel wissen, Frau Marschallin, so erlaube ich mir, Ihnen zu sagen, daß Ihre merkwürdige Beharrlichkeit einen großen Muth beweist.“

„Ei, meine gute Marquise, wie sind Sie eingenommen, und wie hat er Sie so ganz verblendet.“

„Ganz recht,“ erwiederte die Marquise lebhaft, „man sagt, daß die Blinden die glücklichsten Menschen auf der Welt sind, die Boshaften aber die beklagenswerthesten, besonders wenn ihnen ihre Bosheit nicht gelingt.“

„Dies Alles ist sehr scharfsinnig,“ sagte die Marschallin ohne aus ihrer Ruhe zu kommen, „aber ein ganz einfacher Beweis wird es widerlegen: kennen Sie diese Handschrift?“

Mit diesen Worten zeigte die Denunciantin der Marquise ein Billet.

„Die Handschrift meines Mannes,“ sagte diese mit einiger Unruhe.

Die Aufschrift des Billets lautete:

„An Fräulein Caroline beim italienischen Theater.“

„Jetzt hören Sie zu,“ fuhr die Marschallin fort.

„„Mein munteres Täubchen, Dein Brief „hat Wunder gethan und das ganze Uebel ist „reparirt. Noch nie hat meine romantische „Gattin mehr Vertrauen in meine Treue ge„setzt, und Dein köstlicher Einfall, mir zu schrei„ben, als ließe ich Dich nach meiner Gegen„wart schmachten, hat selbst den letzten Schat„ten von meiner Tugend verscheucht. Die Mar„schallin, dieser alte Rumpelkasten (hier unter„brach sich die Leserin, um auf den geschmack-

„vollen Ausdruck aufmerksam zu machen), dieser „alte Rumpelkasten, hat also ihre Zunge ganz „vergebens in Bewegung gesetzt, und unser sü„ßes Verhältniß wird ferner keine Störung „mehr erfahren. Nur müssen wir in den ersten „Tagen einige Vorsicht beobachten; ich werde „Dich also weder morgen noch Sonntag sehen, „aber Montag Abend werde ich bei Dir essen. „Du bist zum Küssen in der Kraft der Liebe „und der Magie; Dein Anzug wie Dein „Spiel ist das Reizendste und Zierlichste, was „man sich denken kann. Also Montag, Ge„liebte; da wollen wir das Versäumte nach„holen.""

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte die Marschallin, nachdem sie gelesen hatte.

Fast nie macht das nämliche Unglück, wenn es sich wiederholt, auch den nämlichen Eindruck auf uns. Diesesmal fiel die Marquise nicht in Ohnmacht, im Gegentheil hatte sie mit einer finsteren Ruhe diese neue Eröffnung angehört, bei der es in der That an nichts fehlte. Nachdem die Marschallin gelesen hatte, nahm die Marquise das Billet aus ihrer Hand, anscheinend um sich von der Identität der Handschrift zu überzeugen, und als ob sie einigen Trost in einem Zwist mit Derjenigen fände, von der sie so sehr gequält wurde, sagte sie dann:

„Aber es ist doch sonderbar, Frau Marschallin, daß dieses Billet sich in Ihrem Besitz befindet.“

„Das ist nicht so sonderbar, denn es kostet mich fünfundzwanzig schöne Louisdor, um es mir zu verschaffen. Uebrigens hatte ich mich darauf kaprizirt; Ihr Mann erzählte überall, auf welche Weise er Sie beruhigt hatte und hat mich gehörig bei Ihnen angeschwärzt; wenn daher das Kammermädchen der Komödiantin hundert Louisdor für die Auslieferung dieses Briefes verlangt hätte, so hätte ich sie ihr gegeben.“

„Die Seele eines Bedienten ist nicht so gemein,“ sagte die Marquise, indem sie heftig auf und ab ging. „Wenn er auf der That ertappt wird, so leugnet er zwar anfangs, aber er organisirt nicht im voraus ein ganzes Lügensystem.“

„So sind die Männer,“ versetzte philosophisch die Marschallin; „sie glauben, es sei ihnen Alles erlaubt um uns zu hintergehen, während wir unendliche Skrupel und Bedenklichkeiten haben, die naheliegendsten und verdientesten Repressalien anzuwenden.“

„O nein, gewiß, ich werde mir kein Bedenken machen!“ rief die Marquise ungestüm; „er hat mich verhöhnen wollen, aber die Rache,

die der Zufall mir in die Hand gegeben hat, wird ihn treffen!"

„Es freut mich, meine Theure," sagte die Todfeindin des Marquis, „daß Sie mir entgegenkommen; ich wußte wohl, daß Sie endlich einsehen würden, welchen Werth die glänzende berauschende Huldigung eines königlichen Anbeters . . ."

„Wer? der König?" unterbrach sie die Marquise in verächtlichem Tone; „ich habe etwas Besseres."

„Etwas Besseres als den König?" entgegnete die Marschallin; „dann wüßte ich Niemanden als den lieben Gott, der Ihren Zorn theilen könnte."

„Mein Gott, Frau Marschallin, kommen Sie doch nicht wieder auf einen Gegenstaud zurück, der schon einmal nichts Angenehmes unter uns zur Folge gehabt bat. Ich habe meine Idee, wie Sie die Ihrige, und sein Sie versichert, wenn von der Züchtigung die Rede sein wird, die ich diesem Nichtswürdigen aufzulegen gedenke, so glaube ich daß Niemand, sowohl wegen der Oeffentlichkeit, als wegen des Skandals sie zu gelind finden wird."

„Sehr gut," erwiederte die Marschallin aufstehend; „wir wollen also diese merkwürdige Neuigkeit abwarten. Aber wenn Sie mir glau-

ben wollen: kein Drama, kein Stilet und kein Successionspulver; man macht dadurch den Verbrecher interessant, und es ist der schönste Tod, bei lebendigem Leibe ermordet zu werden."

Die Marquise begnügte sich, eine Kopfneigung zu machen, um damit anzudeuten, daß sie diese klugen Rathschläge bestens berücksichtigen werde; dann unterließ sie nicht, die Besucherin bis an die äußerste Grenze ihrer Zimmer zu begleiten, eine ceremoniöse Höflichkeit, der sich die Marschallin, wie sehr sie sich auch bemühte, nicht entziehen konnte.

18.

Dupuis' Seelenzustand. Wird er tanzen? Die geheimnißvolle Loge. Blumenregen. Katastrophe und Täuschung.

Als unser Freund, der Acrobat, die schöne Italienerin verließ, fand es sich, daß im Herzen und in den Gefühlen desselben eine große Veränderung vorgegangen war.

Nach der Art von Abbitte, zu welcher sich diese hochmüthige Dame gegen ihn herabgelassen hatte, nach den Lobsprüchen, welche sie seinem Benehmen gezollt, und der lebhaften Theilnahme, die sie in Bezug auf seine Anwerbung gezeigt hatte, endlich nach dem ausgezeichnet wohlwollenden und freundlichem Empfange, an welchem in der That nichts auszusetzen war, als die unangenehme Erwähnung des Marquis, die im Augenblick der Entwickelung so zur Unzeit kam, konnte Dupuis keinen Haß mehr haben und sein Schmerz war in der That sehr vermindert worden.

Natürlich, um soviel der Haß sich verminderte, mußte die Liebe sich vermehren, und in Folge dieses schönen Zusammenhangs, konnte dieses, den ganzen Raum seines Herzens einnehmende Gefühl nur mit einer wunderbaren Kraft Früchte treiben und tiefe Wurzeln schlagen, besonders in einem jungfräulichen Bodeu, wie Dupuis' Herz war.

Während seine Liebe aber mehr Kraft erhielt, wurde sie auch reiner und edler, denn sie war nicht mehr ein bloßer Reiz der Sinne, sondern der Geist hatte den größten Antheil daran.

Obgleich er sich aber jetzt ganz und ungetheilt den Gefühlen der Liebe überließ, war Dupuis doch nicht glücklicher, denn er verbarg sich nicht, welche ungeheure Kluft ihn noch immer von der vornehmen, hochgestellten Dame trennte, und er sah ein, daß er noch nicht das Geringste gethan hatte, um diese Kluft auszufüllen.

Er hatte den Rest des Tages in seinem Zimmer zugebracht, nur mit dem Gedanken an die schöne Marquise beschäftigt, und er hatte es sogar versucht, die Erinnerung an sie zu materialisiren, indem er eine Skizze ihres Bildes entwarf, welche ebenso sein Talent, als seine lebhafte Phantasie bezeugte. Aber er mußte

diese angenehme Beschäftigung aufgeben, um ins Theater zu gehen, wohin die Pflicht ihn rief.

Als er sich von der Hausmeisterin den Schlüssel zu seiner Garderobe geben ließ, zog ihn diese auf die Seite, und sagte ihm mit geheimnißvoller Miene, daß vor einigen Augenblicken sich eine Dame bei ihr nach seiner Wohnung erkundigt habe, und sie schiene große Eil gehabt zu haben, denn kaum hätte sie nur die nothwendigen Erklärungen angehört.

Dupuis unterließ nicht, sich nach dem Aeußern dieser Dame zu erkundigen, allein er erfuhr nichts, als daß sie lang und einfach gekleidet gewesen war, denn von ihrem Gesicht hatte man soviel als nichts sehen können, da sie es sorgfältig mit der Kapuze ihres Mäntelchens bedeckt hatte.

Ein sonderbarer Gedanke fuhr dem Tänzer durch den Kopf: sollte es die Marquise gewesen sein, die sich deshalb nach seiner Wohnung erkundigt hatte, um ihm das Resultat ihrer Bemühungen bei seinem Obersten mitzutheilen? Aber zu gleicher Zeit fiel ihm bei, daß sie in diesem Fall wohl nicht selbst gekommen sein, sondern einen ihrer Leute geschickt haben würde.

Er beschäftigte sich auch nicht lange mit diesem Gedanken, der ihm zu unwahrscheinlich

schien, und überdies erwachte in diesem Augenblick eine Sorge ganz andrer Art in ihm.

„Ich soll tanzen," sagte er zu sich selbst, „aber darf ich es denn? Da ich Pompejus meine Unterschrift gegeben habe, gehöre ich dem Könige an; ich trage gewissermaßen schon die Uniform; darf ich sie also auf dem straffen Seile entehren, so lange die wohlwollende Vermittelung meiner Gönnerin mich nicht von meiner Verbindlichkeit befreit hat?"

Während er so nachdachte, kam Nicolet hinzu. Das Stück, nach welchem Dupuis erscheinen sollte, war seinem Ende nahe, und der Director fand den Tänzer noch beim Portier, ohne daß er den Gedanken zu haben schien, sich umzukleiden, als wäre heute kein Spieltag, oder als stände sein Name nicht auf dem Zettel.

Nicolet war niemals in besonders freundlicher Laune, aber jetzt, wo er überzeugt war, daß Dupuis mit Audinot in Unterhandlung stand, war er noch weniger als je aufgelegt, ihn zu schonen. Er fuhr ihn daher in hartem Tone an, und fragte ihn, was er denn denke, daß er noch nicht bereit sei, auf der Scene zu erscheinen, und ob er ihn denn ruiniren wolle?

Man ruinirte auf diese Art den sonderbaren Mann wohl zehnmal in einem Tage; wenn ein Maschinist eine Couliffe nicht richtig setzte,

so wollte er ihn ruiniren; wenn ein Licht nicht gehörig geputzt war und lief, so war es auf seinen Ruin abgesehen, und er glaubte sogar, er werde ruinirt, wenn ein Geiger die Pausen zählte, denn, wie er sagte, bezahle er die Leute nicht, um zählen, sondern um Musik zu machen.

Man denke sich also, in welche Stimmung er versetzt wurde, als Dupuis ihm sein Bedenken mittheilte und ihm eröffnete, daß er seit diesem Morgen aus seinem Dienste in den des Königs übergetreten sei.

Nicolet nahm die Sache sogleich vom juristischen Standpunkte auf; er machte geltend, daß sein Contract älter sei, und daß daher das militairische Engagement gegen den König keine Gültigkeit habe; er sprach davon, den Tänzer in das Fort l' Evêque sperren zu lassen und verlangte, daß er cassirt werden solle; er hätte selbst nöthigenfalls die Absetzung des Marschalls von Biron verlangt und den Ausbruch der Revolution von 1789 um einige Jahre beschleunigt, ehe er zugegeben hätte, daß ihm sein erster Tänzer geraubt wurde, ohne daß man ihm eine Entschädigung dafür zahlte.

Diese Wuth ihn zu behalten hatte für Dupuis etwas Schmeichelhaftes; da aber Nicolet bei der Auseinandersetzung seines Rechtes sich die heftigsten Ausfälle und Beleidigungen ge-

gen seinen Gegner erlaubte, kam der Künstler der anfangs noch zweifelhaft war, was er thun sollte, zu einem bestimmten Entschluß, und er erklärte unumwunden, daß er nicht tanzen werde, da er die Ehre habe, dem Regimente der französischen Garden anzugehören.

In dieser Noth faßte Nicolet einen verzweifelten Entschluß: er lief auf das Theater, ließ den Vorhang aufziehen, und in einer kurzen, sehr bewegten Anrede kündigte er dem Parterre an, daß Dupuis ohne krank zu sein und aus bloßer Grille nicht spielen wollte.

Bei dieser Erklärung brach ein furchtbarer Sturm aus. „Dupuis! Dupuis!" schrie man von allen Seiten; die Leute stiegen auf die Bänke, und das Parterre, welches damals keine Sitze hatte, begann wie ein aufgeregtes Meer zu wogen, ja, Einige versuchten sogar, die Bühne zu erklettern. Zum Glück war ein Commissair des Châtelet anwesend. Um die Ordnung wieder herzustellen, eilte er auf das Theater, und da er hörte, daß der Widerspenstige dem Publikum gezeigt werden konnte, befahl er ihm, sogleich auf der Bühne zu erscheinen und eine Erklärung zu geben.

Als Dupuis sich zeigte, wurde er mit Pfeifen und Klatschen empfangen, denn Viele glaubten, daß Nicolet ihm Veranlassung gege-

ben habe, das Spielen zu verweigern. Das Beste war jedenfalls ihn zu hören, da er die Absicht zeigte, zu sprechen. Es war noch immer Zeit, ihm eine nachdrückliche Lection zu geben, wenn man mit dem was er zu seiner Rechtfertigung gegen die Beschuldigungen des Directors vorbringen würde, nicht zufrieden sein sollte.

Es entstand daher ein allgemeines Schweigen, welches nur noch durch einen Spaßvogel auf der Gallerie, der diese Stille benutzte, um seine Fertigkeit im Krähen zu zeigen, auf einen Augenblick unterbrochen wurde; dann aber konnte Dupuis in ehrerbietigem, aber zugleich würdevollen Tone das Wort nehmen und that dies ohngefähr folgendergestalt:

„Meine Herren!

„Herr Nicolet hat Ihnen meine Weigerung eröffnet, meinen Dienst fortzusetzen, aber er hat es unterlassen, Ihnen die Gründe mitzutheilen, die mich zu diesem Entschlusse gebracht haben. Es ist unmöglich, daß das Publikum, welches mir stets so viel Wohlwollen bezeigt hat, mir zutrauen könnte, daß ich undankbar gegen dasselbe sein werde. Aber ich habe jetzt Pflichten gegen eine Person zu erfüllen, welche nicht minder der größten Rücksichten und der größten Ehrerbietung von mir würdig ist: Ver-

hältnisse haben mich veranlaßt, heute und ohne daß ich früher eine solche Idee gehabt habe, in den Dienst des Königs zu treten und mich in dem Regimente der französischen Garden anwerben zu lassen. Ich bedaure dabei nur, daß ich den Herrn Director nicht früher habe davon benachrichtigen können, damit mein Name nicht auf den Zettel gesetzt wurde, und ich bitte das geehrte Publikum, meine ergebenste Entschuldigung in dieser Beziehung anzunehmen."

Wie sich doch die Zeiten ändern! Ein Schauspieler sollte heutzutage dem Parterre ankündigen, daß der Dienst des Königs ihn verhindere, seine Pflichten gegen seine Majestät das Publikum zu erfüllen, und man sollte sehen, wie eine solche Entschuldigung aufgenommen werden würde! In der Zeit, in welche unsre Erzählung fällt, und obgleich damals schon Dünste von **1789** in der Luft schwebten, erschien die Erklärung des Tänzers als vollkommen gerechtfertigt, und nicht eine Stimme erhob sich gegen das Uebergewicht, welches derselbe dem einen seiner Herren über dem andren einräumte. Anstatt den Tumult zu erneuern, verursachte die Nachricht von Dupuis' Abgange eine allgemeine Bestürzung, und man konnte sogar bemerken, daß bei dem Gedanken, seinen

Liebling zu verlieren, einige Taschentücher her-vorgezogen und in Thätigkeit gesetzt wurden.

Da fiel plötzlich aus einer Loge des Pro-sceniums, deren Gitter sorgfältig geschlossen war, ein Papier herab, welches der Herr Po-lizeicommissair sich aufzuheben beeilte, denn es war seine Pflicht, auf der Bühne nichts öffent-lich vorlesen zu lassen, was er nicht vorher ge-sehen hatte.

Während er sich mit dem Inhalte bekannt machte, konnte Jedermann in seinen Zügen jene Aufheiterung bemerken, welche das Erfahren eines unerwarteten Glücks jederzeit hervorbringt. Im nächsten Augenblick trat der Commissair zu unsrem Dupuis, und man sah, daß, indem er ihm das Papier überreicht, er dem Tänzer so-gar Glück wünscht, denn wir müssen es sagen, dieser hatte keinen wärmeren Bewunderer, als den Herrn Polizeicommissair.

Der würdige Mann that noch mehr; er tritt vor, um zu sprechen, und in wenigen Wor-ten kündigt er an, daß Dupuis die Nachricht von seinem Abschied erhalten hat, weshalb er nur so lange um Geduld bittet, als er Zeit braucht, sich umzukleiden, dann werde man ihn sofort in seiner Rolle sehen.

Unsrem Helden schien jedoch nicht soviel daran gelegen zu sein, als man sagte, wieder

in seine tanzende Laufbahn einzutreten. Während ein Donner von Applaus das Haus erschütterte, waren seine Augen starr auf die Loge geheftet, aus welcher die erhaltene gute Nachricht gekommen war, und suchten das Gitterwerk derselben zu durchdringen. In seinen Zügen las man nicht die Freude, welche das Gesicht des Commissairs ausdrückte, der doch weniger als er bei der eben eingetretenen glücklichen Entwickelung interessirt war.

In Dupuis' Herzen hatte sich in diesem Augenblick ein Kampf erhoben. Er zweifelte nicht, daß die Marquise anwesend war, und sein Stolz empörte sich dagegen, sich ihr in der Ausübung eines verachteten Handwerks zu zeigen. Auf der andren Seite aber hatte er, wie alle ausgezeichnete Künstler, einen großen Respect vor dem Publikum, und er fühlte, daß wenn er sich jetzt weigerte zu tanzen, er sich gegen die Zuschauer, die ihm so viel Theilnahme bewiesen hatten, ein unverzeihliches Unrecht zu Schulden kommen ließe.

Nicolet machte dieser inneren Deliberation ein Ende, indem er den Träumer bei dem Arme ergriff, und ihm sagte, daß nur auf ihn gewartet werde, um anfangen zu können. Da Dupuis durch das Umkleiden noch einige Zeit gewann, während der er einen Entschluß fassen

konnte, setzte er der Aufforderung des Directors keinen Widerstand entgegen, und nachdem er noch einen langen Blick nach der bewußten Loge geworfen hatte, begab er sich nach seinem Ankleidezimmer.

Wie es scheint, hatte er endlich den vernünftigsten Entschluß gefaßt, denn bald darauf kündigte das Orchester sein Erscheinen an, und nachdem er den gewöhnlichen Schauplatz seiner Thaten erreicht hatte, duldete er, daß, nach dem eingeführten Gebrauch, ein Aufwärter in türkischer Kleidung die Sohlen seiner feinen Stiefelchen mit Kreide bestrich.

Im Anfang schien es, als würde der Tanz durch die Unruhe in seinem Innern beeinträchtigt: er war, so wie er selbst, ein wenig unsicher und muthlos, und mit einem Wort: es war nicht der Dupuis, den man gewohnt war. Aber nach und nach gab ihm der feurige Rythmus der Musik Leben, der Künstler siegte über den Menschen, und er zeigte sich bald in seinem vollen Glanze. Der große Tänzer vergaß einen Augenblick die ganze Welt und seine Marquise, oder wenn er sich der Anwesenheit der Letzteren erinnerte, so steigerte dieser Gedanke nur seine Kraft und seine Begeisteruug. Er wagte die gefährlichsten Dinge, er sprang auf dem Seile empor, als wären seine Muskeln Federn aus

dem feinsten Stahl, er zeigte sich zu gleicher Zeit so graziös, so kraftvoll, so ätherisch und bei der unglaublichsten Kühnheit so sehr Herr seiner selbst, daß die ganze Versammlung ihm mit lautem Applaus belohnte. In einem Augenblick flogen alle Bouquets, welche die Busen der Damen schmückten, auf ihn zu, damit die Füße des Siegers, wenn er von seinem Himmel herabsteigen würde, die profanen Breter nicht berührten.

Aber es stand geschrieben, daß dieser, an ergreifenden Vorfällen schon so reiche Abend, sich mit einer heftigen Katastrophe endigen sollte.

In dem Augenblicke, als der allgemeine Sturm, den Dupuis' Anrede so glücklich beschwichtigte, ausbrach, hatten die Taschendiebe, welche an keinem Orte, wo es einen Zusammenfluß von Menschen giebt, fehlen, die Hoffnung gefaßt, von der beginnenden Verwirrung einen guten Gewinn zu ziehen.

Da aber die so schnell eingetretene Beruhigung diese gehindert hatte, nach Gefallen zu agiren, so wünschten sie eine andere Gelegenheit dazu zu finden, und weil der durch die Bewunderung entstandene Aufruhr ihnen eben so günstig für ihren Zweck zu sein schien, als derjenige, den die Wuth hervorgebracht hatte, so hatten sie die kluge Idee, ihn mit Benutzung

des Kontrasts auszubeuten. Mitten in dem allgemeinen Begeisterungsrausche hörte man daher plötzlich den fürchterlichen Ruf: „Feuer! Feuer!" erschallen.

Man, weiß, welche Wirkung dieses entsetzliche Wort in einem Theater hervorbringt; kein Mensch denkt daran, die Wahrheit desselben zu untersuchen; ein panischer Schrecken ergreift alle Anwesenden, Alles stürzt nach den Ausgängen zu, wo man sich erdrückt und zertritt, und dies ist er glückliche Augenblick für die Spitzbuben, um ihre Erndte von Armbändern, Halsketten, Ohrgehängen, Spitzenmäntelchen und anderen Gegenständen ihrer Industrie zu halten.

Dupuis war eben vom Seile gesprungen und wollte dem Publikum sein Compliment machen, als man den ersten Feuerruf vernahm.

In dem Zustande heftiger Aufregung, in welchem er sich befand, war es ihm noch weniger als jedem Andren möglich, die Sache mit kaltem Blute zu überlegen und er hielt daher die Gefahr für ernsthaft. Während sowohl auf der Scene als im Zuschauerraum Jeder nur an seine eigene Sicherheit denkt, stürzt er auf die Loge zu, aus welcher er die Nachricht von seiner Befreiung erhalten hatte, zerbricht mit einem kräftigen Rucke das Gitter und erblickt eine Dame, welche sich vergebens abmüht,

die Thür zu öffnen, die von der außerhalb sich drängenden Menge zugedrückt wird.

„Madame,“ ruft er ihr zu, „ich weiß einen Ausweg, welcher frei sein wird; ich bitte, vertrauen Sie Sich mir an.“

Nach dieser Aufforderung dreht sich die Dame um, steigt auf einen Stuhl und schwingt sich mit Dupuis' Hülfe über die Brüstung der Loge. Während er mit ihr rasch über die Bühne eilt, bekommt er die Idee, einen Blick auf seine Beute zu werfen . . .

Er, der Leser und ich sind fürchterlich getäuscht: es war nicht die Marquise!

19.

Dupuis hat vielleicht Unrecht, aber aus andren Gründen.

Unser Künstler glaubte, die erhabenste Hingebung an den Tag gelegt zu haben, und er hatte nur eine That der Menschenliebe gethan. Er machte es jedoch nicht wie Lafontaine's Dauphin, welcher, als er sah, daß er einen Affen anstatt einen Menschen gerettet hatte, das arme Thier unbarmherzig wieder in die See warf. Das Gesicht, welches Dupuis erblickte, verrieth wenigstens ein funfzigjähriges Alter, und nur die seltene Magerkeit der Dame war der Grund, daß sie noch eine gewisse jugendliche Gewandheit in ihren Bewegungen erhalten hatte, von welcher er sowohl als die Hausmeisterin sich hatten täuschen lassen. Demohngeachtet geleitete er sie mit aller Artigkeit bis an eine Hinterthür, welche ihnen einen ungehinderten Ausgang gewährte, und als sie auf der Straße in Sicherheit waren, fragte er sie sogar höflich, wohin sie geführt zu werden wünsche,

Dieses artige Benehmen verfehlte nicht, unsrem Tänzer von Nutzen zu sein, denn, wie es schon die Mährchen der Mutter Gans erzählen, handelt man gewöhnlich sehr klug, sich eines alten vertrockneten Mütterchen anzunehmen, weil ein solches Mütterchen oft eine mächtige Fee ist, welche den menschenfreundlichen Beschützer mit reichen Geschenken belohnt, oder wohl gar sich in ein reizendes junges Mädchen verwandelt, die ihm ihr Herz und ihre Hand schenkt.

Da aber unsre Geschichte alles Zauberwerk ausschließt und im Gegentheil nur auf Wahrheit gegründet ist, so sagen wir nicht, daß die Dame sich zum Lohn für das galante Benehmen des Tänzers metamorphosirte; aber wenigstens befand sich dieser nicht so weit von der Marquise, als er glaubte, denn er hatte eine Person vor sich, die von ihr abgeschickt war, um mit ihm zu sprechen.

Auf das Anerbieten des jungen Mannes, sie nach Hause zu begleiten, erwiederte die Alte, daß dies nicht nöthig sei, und bemerkte zugleich, daß die Straße des Fossés du Temple, wo man sich eben befand, alle Vortheile der Einsamkeit und der schwachen Erleuchtung darbiete, welche man sich nur zu einem geheimen Gespräch wünschen könne. Sie bat daher Dupuis,

mit ihr weiter zu gehen, um nicht so leicht zu einem Verdacht Anlaß zu geben, und sprach sich dann in einem auffallenden italienischen Dialecte folgendermaßen aus.

„Mein Vater war auch ein Acrobat, junger Mann, er tanzte vortrefflich auf dem Seile, und meine Brüder ebenfalls. Ich bin die Amme der Frau Marquise, und bin von ihrer Kindheit an eine vertraute Dienerin ihres Hauses gewesen.“

„Teufel!“ sagte Dupuis zu sich selbst, „eine Amme! das sieht ganz aus, wie eine Liebesbotschaft!“

„Ich hatte es der Frau Marquise wohl gesagt,“ fuhr die Alte fort, „als sie den liederlichen Marquis heirathen wollte, daß er sie unglücklich machen werde. Jetzt ist es eingetroffen; die arme Biancetta ist eine Madonna mit den sieben Schmerzen, und ihre Jugend, Alles ist zerstört!“

„Ich dächte aber doch,“ erwiederte Dupuis, der sich der glänzenden Rechtfertigung erinnerte, welche er mit angehört hatte, „daß sich der Herr Marquis von der schweren, gegen ihn erhobenen Anklage vollkommen gereinigt hätte.“

„Gereinigt? nun, seine Reinheit ist etwas werth! Er hat sich lügenhafte Briefe schreiben lassen, um die Frau Marquise zu hintergehen,

und setzt mehr als früher den Umgang mit der Komödiantin fort."

„Wirklich?" fragte der Tänzer neugierig; „sie hat also entdeckt, daß ihr Mann . . ."

„Ja, mein Bester, die würdige Frau Marschallin hat ihr den Betrüger in seinem wahren Lichte gezeigt, und deshalb hat mich meine arme Herrin geschickt, Ihnen den Brief des Herzogs von Biron zu überbringen, den Sie auch gewiß zur rechten Zeit bekommen haben, nicht wahr? Ich war in Ihrer Wohnung, wo man mir sagte, Sie würden auf dem Seile sein; ich ging daher ins Theater, und setzte mich in eine Loge, wohin ich Sie, um des Geheimnisses willen, rufen lassen wollte, wenn der Feuerlärm nicht entstanden wäre."

„Und hat Ihnen der Tanz ein wenig gefallen?" fragte Dupuis heiter, indem ihm der Beifall der Tochter und der Schwester eines Acrobaten nicht gleichgültig war.

„Sehr gut und vortrefflich getanzt!" erwiederte die Amme; „aber Sie müssen sogleich mit mir zu meiner Biancetta kommen, welche Sie erwartet, das arme Kind, um sich zu rächen."

Es ist ein großes Unglück, wenn die Sachen nicht auf die rechte Weise vorgetragen werden! Hätte ein hübscher Page oder eine mun-

tere Soubrette den Seiltänzer von dem veränderten Sinne der Marquise benachrichtigt und ihn ganz behutsam auf sein Glück aufmerksam gemacht, so wäre er vielleicht außer sich vor Entzücken gewesen und wäre mit Freuden seinem Glückssterne gefolgt.

Da ihn aber diese abstoßende Vermittlerin auf eine so plumpe und rücksichtslose Weise von seinem Glücke benachrichtigte, verursachte ihm dieses nicht die Hälfte der Freude, die man hätte vermuthen können.

Ganz besonders aber mißfiel unsrem jungen Freunde das Wort: „um sich zu rächen," welches eine ganze Reihe der unangenehmsten Erinnerungen in sein Gedächtniß rief. Und überdies war seine Liebe, wie wir schon erwähnten, gewachsen, sie war edler und geistiger geworden, und ein bloßer vorübergehender Besitz war nicht mehr das, wonach sein Herz sich sehnte. Anstatt also in das freudige Entzücken auszubrechen, welches die Amme erwartete, fragte er wie ein Mensch, der das, was er vor sich hat, erst sorgfältig untersucht, ehe er mit vollen Zähnen hineinbeißt:

„Also der Herr Marquis hat seiner Frau Gemahlin neuen Grund zu Klagen gegeben?"

„Er ist ein Ungeheuer," erwiederte die Alte heftig, „und Madame thut recht wohl daran, ihn so nachdrücklich zu bestrafen."

„Und die Frau Marquise hat also die Güte gehabt, sich des armen Luftspringers zu erinnern, der schon einmal so nahe daran war, ihr zum Werkzeug ihres Zornes zu dienen?"

„Ja, mein Sohn, Sie brauchen mir nur zu folgen und Sie verlieren hier die Zeit mit Schwatzen!"

„Nun," erwiederte Dupuis, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, in ernstem Ton, „sagen Sie der Frau Marquise meinen Dank, für das gute Andenken, in welchem sie mich behalten hat, aber sagen Sie ihr auch, daß es mir unmöglich ist, das Gespräch da wieder aufzunehmen, wo wir es abgebrochen haben."

„Was? Du willst nicht?" rief die Amme, die ihren Ohren nicht glauben konnte.

„Nein; bei der Schönheit, welche Ihre Gebieterin besitzt und bei der Stärke meiner Liebe kann ich nicht anders handeln."

„Und was verlangst Du denn, Du Narr?" fragte die Matrone; „soll sie vielleicht vor Dir auf die Knie fallen und Dich mit aufgehobenen Händen bitten?"

„Die Frau Marquise wird die Gründe, die mich bestimmen, besser verstehen," erwiederte

der junge Mann mit einer Beimischung von Verachtung. „Ueberbringen Sie ihr also meine Worte: daß mein Herz ihr zu sehr angehört, als daß ich nur das Werkzeug ihrer Rache sein wollte.“

„Schon gut, ich kenne Deine Gründe; Du fürchtest Dich, von dem Marquis ertappt und aus dem Fenster geworfen zu werden, wie er Dir gedroht hat.“

„Brechen wir davon ab,“ erwiederte Dupuis, dessen Entschluß durch diese Impertinenz nur befestigt wurde; „Sie haben Ihren Auftrag ausgerichtet, Sie haben meine Antwort, und wir haben nichts weiter mit einander zu sprechen.“

„Also Du willst nicht?“ fragte die Amme, welche den Gedanken, abgewiesen zu werden, noch nicht fassen konnte.

„Ich kann nicht,“ erwiederte Dupuis.

„O der erbärmliche Mensch!“ rief die Alte; „wäre er ein Italiener und man sagte ihm, daß eine schöne Frau ihn erwartet, so würde er in den Vesuv springen, um desto schneller zu ihr zu gelangen!“

Dupuis war nicht so vulkanischer Natur, und da er bei seiner Weigerung beharrte, trennte sich das Paar, dessen erstes Zusammentreffen so viel versprechend gewesen war, mit der größten Kälte, um nicht mehr zu sagen.

20.

Wie Dupuis' Stolz aufgenommen wurde. Erklärungen zwischen Mann und Frau. Die Moral des Marquis.

Die dienstfertige Amme sollte an diesem Tage aus einem Erstaunen in das andre fallen.

Das reizende Negligee der Marquise, das Schlafzimmer, in welchem sie wartete, dies Alles zeigte deutlich, daß ihr Entschluß unwiderruflich feststand; auch erwartete die Vertraute, nachdem sie ihr die Antwort des Tänzers mitgetheilt hatte, einen Ausbruch des fürchterlichsten Zornes. Aber sie irrte sich.

„Wie? er weigerte sich wirklich? das ist sonderbar!" dies war Alles, was die schöne Frau im Tone ruhiger Ueberraschung darauf erwiederte.

Sonderbar! das Wort war allerdings merkwürdig; nach der Meinung der Amme hätte sie sagen sollen: es ist unerhört, ungeheuer, es übersteigt alle Begriffe! und wenn die Rede davon gewesen wäre, um den unverschämten

Menschen für seine Weigerung zu bestrafen, ihm auf italienische Manier den Mund zu verstopfen oder sich des Stilets gegen ihn zu bedienen, so würde sie dies ganz natürlich gefunden haben, so wüthend und empört war sie gegen ihn.

Die Marquise beruhigte sie indessen mit der Versicherung, daß sie wohl wisse, was sie zu thun habe, und zugleich befahl sie ihr, sie allein zu lassen, um sich die Sache ruhig überlegen zu können.

Als sie mit ihrem Innern zu Rathe ging, mußte Frau von Flavacourt sich selbst wundern, daß sie in ihrem Herzen so viel Nachsicht für das Benehmen des Tänzers fand. Bei ihrer ersten Zusammenkunft hatte er, wie wir wissen, sie schon gerührt, jetzt aber zeigte er sich ihr von einer Seite, wo sein wirklich nicht gewöhnliches Zartgefühl im hellsten Lichte erschien.

Bei näherer Betrachtung hätte sie es zwar ein wenig beleidigend finden können, daß dieser Wurm es wagte, aus seinem Nichts ernste Wünsche bis zu ihr zu erheben; aber es gab so Vieles, was ihn entschuldigte! Ueberdies spielt in den Angelegenheiten des Herzens der Widerspruch eine so große Rolle, daß die Zuneigung der feurigen Italienerin durch die kalte Aufnahme, die sie gefunden hatte, eher geweckt

und vermehrt wurde, als daß sie dadurch vernichtet worden wäre.

Die arme Frau war ganz in diese Gedanken versunken, als ihr Herr Gemahl, den sie seit gestern nicht gesehen hatte, kam, um ihr seinen Besuch zu machen. Er hatte sich klüglich mit einigen Gründen ausgerüstet, um seine Abwesenheit zu entschuldigen, wegen der man ihn, wie er erwartete, zur Rechenschaft ziehen würde.

Allein seine Phantasie hatte sich vergebens angestrengt, die Marquise richtete nicht ein Wort an ihn, und achtete so wenig auf seine Anwesenheit, als wenn ihr Schooßhund gekommen wäre.

Das Schmollen war sonst nicht ihre Gewohnheit, und sie sagte immer, was sie auf dem Herzen hatte, ohne eine Aufforderung dazu abzuwarten. Herr von Flavacourt hütete sich daher, dieses Nichtbeachten seiner Anwesenheit als ein Zeichen von Mißhelligkeit zwischen ihr und ihm aufzunehmen, und im Tone des freundlichen Vorwurfs sagte er zu ihr:

„Wie zerstreut bist Du diesen Abend, Bianca, und wieviel Mühe hat man, sich Dir bemerkbar zu machen!“

Die junge Frau warf ihm einen eiskalten Blick zu, den sie mehr als irgend Jemand in

ihrer Gewalt hatte, und wendete dann den Kopf ab, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

„Aber was fehlt Dir denn, Bianca? Du scheinst mir zu zürnen. Vielleicht deshalb, weil ich Dich gestern den ganzen Tag nicht gesehen habe? Aber wenn Du die tausend Ursachen wüßtest, die mich dieses Vergnügens beraubt haben!"

„Ich zürne Dir nicht, ich verachte Dich," unterbrach ihn die Marquise kalt. „Bemühe Dich also nicht mit Lügen, so reich auch Dein Vorrath davon sein möge."

„Madame," sagte der Marquis ein wenig aufgeregt, „Sie bedienen sich sonderbarer Worte, welche selbst der gerechteste Zorn nicht rechtfertigen dürfte."

„Wenn eine Sache durch zweimaliges Sagen verständlicher wird, so wiederhole ich Ihnen, daß ich Sie verachte und daß Sie in meinem Augen noch tiefer als der gemeinste Bediente stehen."

„Madame!" rief der Marquis in drohendem Tone, während er sich jedoch stellte, als gäbe er sich Mühe, sich zu mäßigen.

„Sie werden mich fragen, woher dieses neue Gefühl rührt, das ich Ihnen an den Tag lege?"

„Allerdings, und da Sie einen so hohen Ton annehmen, so würden sie mich verbinden, wenn Sie mir sagen wollten, womit Sie ihn rechtfertigen.“

„Die Marschallin ...“ sagte die Marquise.

„Ach, schon wieder die Marschallin! dachte ichs doch! Und was hat denn diese ...“ er suchte ein Wort, fand aber keines, welches seine ganze Verachtung ausgedrückt hätte.

„Dieser alte Rumpelkasten, wollen Sie sagen. Warum sprechen Sie denn die Worte nicht aus, die Sie schreiben, Herr Marquis?“

Der Marquis fühlte eine eisige Kälte durch seine Adern rieseln, denn er erinnerte sich recht wohl dieses gemeinen Ausdrucks, und bei welcher Gelegenheit er sich desselben ganz neuerdings bedient hatte. Indessen suchte er eine leidliche Fassung zu behalten, indem er erwiederte:

„Das ist für mich zu fein gegeben, ich verstehe es nicht.“

„Sie verstehen es im Gegentheil sehr gut, und ich höre es schon im Geiste, wie Sie Ihrem Täubchen den Text lesen, daß sie die Briefe, mit denen Sie sie beehren, nicht besser aufbewahrt.“

„Also,“ erwiederte der Marquis, indem er sich zu vertheidigen suchte, „Ihr ganzer Zorn

rührt von einem Briefe her, den ich geschrieben haben soll, und der Ihnen von dienstfertigen Personen mitgetheilt worden ist?"

„Sagen Sie nicht mein Zorn," versetzte die junge Frau kalt; „sagen Sie mein Abscheu in Folge eines Briefes, den Sie wirklich geschrieben haben, den ich mit eigenen Augen gesehen, in meinen eigenen Händen gehabt habe. Ich glaube, darin liegt nichts Verstecktes, und es ist im Gegentheil sehr verständlich."

„Und wenn es wahr wäre?" sagte der Marquis stolz, da er mit seiner Verstellung nicht mehr auskam.

„Es ist wahr," erwiederte Frau von Flavacourt; „was aber meine weiteren Entschlüsse betrifft, so werden Sie diese durch ihre Wirkungen erfahren, und es beliebt mir nicht, mich darüber auszusprechen."

„Hören Sie mich an, Bianca," sagte der Marquis, indem er einen feierlichen Ton annahm, als steige er auf die Kanzel, um zu predigen, „Sie haben Sich über unser Land sonderbare Begriffe gemacht. Sie glauben, das Leute unsres Standes ohne sich lächerlich zu machen, ihr ganzes Leben lang wie Turteltäubchen girren und sich mit Blumenguirlanden umschlingen können, wie Wateau's Schäfer und Schäferinnen. Das ist nichts als Unsinn, mein

Kind, und ist nirgends als auf Wand- und Spiegelgemälden passend. Wir, Sie und ich, stehen in einem verständigen Alter; wir haben uns geheirathet, weil dies so Gebrauch ist, und weil ich einen Erben meines Namens haben will, auf den Sie mich, nebenbei gesagt, ziemlich lange warten lassen, obgleich ich es an nichts fehlen lasse. Wenn wir uns gegenseitig quälen, wenn wir uns alle Abende zanken, so werden wir zum Stadtgespräch, das sage ich Ihnen im Voraus. Wir wollen uns also doch lieber die Freiheit gönnen, die sich mit unsrer Stellung als Mann und Frau verträgt, und den Klatschschwestern ihr ehrliches Spionirsystem überlassen, in welches ich Sie mit Bedauern verwickelt sehe."

„Und dürfte ich Sie fragen, was Sie unter dieser Freiheit verstehen, die sich mit unsrer Stellung als Mann und Frau verträgt?"

„Nun" erwiederte der Marquis mit einiger Verlegenheit, „daß derjenige Theil, den unsre Sitten zum Bewahrer der Ehre des andren gemacht haben, ein wenig auf seine Schritte achtet, übrigens aber sich keinen Zwang auflegt.

„Mit andren Worten, Sie wollen Sich Maitressen nach Belieben halten, und ich soll Ihnen mit stiller Bewunderung Ihres Glücks zusehen?"

„Mein Gott, ich habe die Welt nicht gemacht, wie sie ist," erwiederte der Marquis; „ich habe mir diesen dummen Streich nicht vorzuwerfen, und jedenfalls ist die Beständigkeit nicht die Regel. Ich kann daher nicht genau voraus sagen, was ich thun würde, wenn ich zu meinem Schaden erführe, daß ich mich getäuscht habe, indem ich der Meinung gewesen bin, eine über die menschlichen Schwächen erhabene Frau geheirathet zu haben."

„Ja," entgegnete die Marquise spöttisch, „da das Unglück noch so weit entfernt ist, so behalten Sie Sich vor, Sich zu besinnen."

„Wie Sie sagen, ich werde sehen, was zu thun ist, und ich behaupte nicht, daß ich, trotz meiner anscheinend sehr starken Philosophie, bei der Rechnung, die ich vielleicht zu reguliren haben dürfte, eine so vollständige nnd elegante Geduld beobachten würde, als ich selbst es wünschte. Aber was ich schon jetzt versichern kann, ist, daß ich, wenn vielleicht von diesem Toilettenkabinet die Repressalien gegen mich ausgehen sollten, dies sehr übel aufnehmen würde, weil ich in jeder Sache den guten Geschmack liebe, und die Leute nicht begreife, die sich in eine Pfütze legen, um besser mit Koth werfen zu können."

„Sie sind sehr geschickt,“ erwiederte die Marquise mit scheinbarer Ruhe; „Sie wollen wissen, woher die Gefahr für Sie kommen könnte, und Ihr drohendes Benehmen läßt mir keine Zeit zu einer freien Wahl: Dupuis wird Ihr böser Genius sein.“

„Das glaube ich Ihnen nicht,“ erwiederte der Marquis mit dem Scheine der vollkommensten Gleichgültigkeit. „Eine Frau welche sich schmeichelt, die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen zu haben, kann nicht daran denken, einen erbärmlichen Seiltänzer zu ihrem Geliebten zu machen.“

„Der andre würde Ihnen lieber sein, nicht wahr?“ entgegnete die Marquise. „Die großen Dienste, welche Sie dem Staate geleistet haben, geben Ihnen schon längst Ansprüche auf ein Ordensband; dieses kleidet sehr gut, wenn man zu seiner Geliebten geht, und man sagt besonders, daß es bei den Theaterdamen großen Effect macht. Zu einem solchen Spielzeuge könnte ich Ihnen dann vielleicht verhelfen.“

„Madame!“ rief Flavacourt, höchst empört über diese Beleidigung, und dies vielleicht um so mehr, weil eine entfernte Wahrheit darin lag.

„Aber vielleicht ist die Waffe, die Sie verwunden soll, schon geladen,“ fuhr die grau=

dern er war sogar gezwungen worden, offen die Fahne der ehelichen Untreue aufzupflanzen, und die Maske abzuwerfen, unter welcher er sich bis jetzt klüglich verborgen hatte.

Man kann sich aber denken, welche Wirkung diese mit rücksichtsloser Offenheit vorgetragene Erklärung der Rechte der Menschen auf eine Frau von so energischer Entschlossenheit wie die Marquise hervorbringen mußte. Oder besser gesagt, wir sind selbst Zeugen dieser Wirkung gewesen, und es schien nicht, daß Frau von Flavacourt irgendwie geneigt war, diese Ungleichheit zwischen den Verhältnissen des Mannes und der Frau, mit dem Privilegium der Sittenlosigkeit für den Herrn Gemahl, zuzugeben.

Und in welchem Augenblick kam der Unglückliche, um mit dieser sonderbaren Moral zu prunken? Gerade in dem Moment, wo in der Person des interessanten Dupuis ein so gefährlicher Gegenstand zur Vergleichung bei der Hand war.

Das Gewerbe des jungen Mannes war allerdings niedrig und verachtet; aber trug nicht diese Niedrigkeit selbst dazu bei, den erhabenen Character und die ganz ungewöhnlich edle Gesinnung, die man so wider alles Erwarten in ihm entdeckte, in ein noch helleres Licht zu stellen?

Während der Edelmann immer tiefer zu sinken schien, erhob sich der Andre ohne Berechnung, ohne Verstellung nach und nach bis zur Achtung der Marquise, und erreichte endlich die glänzende Sphäre der Romanhelden.

Dazu kam noch, daß er, ohne es selbst zu wissen, die Rolle des gefährlichsten Verführers spielte, indem er ganz unerwartet das Glück zurückwies, das ihm entgegengebracht wurde, und daß er also das vielleicht unfehlbarste Mittel anwendete, um sich der Aufmerksamkeit einer Dame zu empfehlen, um sich zum Gegenstande ihrer Neugierde und ihrer Wünsche zu machen.

Die größte Unklugheit und Ungeschicklichkeit aber hatte der Marquis begangen, indem er verrieth daß der erbärmliche Seiltänzer, wie er ihn nannte, noch immer ein Gegenstand der Sorge für ihn war, und sich sogar bis zu einer Drohung seinetwegen hatte hinreißen lassen. Was bedurfte es mehr, um die stolze Italienerin zu zwingen, ernsthaft an ihn zu denken? Mit ihm bestrafte sie ihren ungetreuen Gatten, mit ihm konnte sie ihm trotzen, und zugleich machte sie die Acquisition eines Trösters, der mit jedem Augenblicke im Preise stieg. War also nicht Alles in dieser interessanteu Gelegenheit vereinigt, und war es zu verwundern,

wenn die junge Frau ihr nicht zu widerstehen vermochte?

Wir haben diese Situation so weit analysirt, um die Möglichkeit zu erklären, daß diese reiche und vornehme Dame trotz des ungeheuren Standesunterschiedes zu dem armen Seiltänzer hingezogen wurde, und daß es, wohl verstanden, nicht mehr die Rede davon war, ihn nur einen Augenblick in ihren Armen zu halten und ihn dann der blutigen Rache eines aufgebrachten Gatten hinzuwerfen; es war so weit gekommen, daß sie in ihm einen Mann, wie einen andren sah, daß sie seinen Tugenden und seinen persönlichen Vorzügen vollkommene Anerkennung zollte, und mit einem Worte, um die Sache beim rechten Namen zu nennen, daß sie ihn liebte.

Selbst den klugen Streich, den sie erdacht hatte, wollte sie anfangs ganz allein ausführen, und nur die dringenden Bitten und Vorstellungen der Frau, vor der sie kein Geheimniß hatte, konnten sie endlich dahin bringen, nicht selbst zu Dupuis zu gehen, sondern die Leitung der ganzen Unterhandlung in die Hände dieser sonderbaren Vertrauten zu legen.

Aber nach dem üblen Erfolg dieser Sendung entschloß sie sich um so leichter, sich keiner Mittelsperson mehr zu bedienen, als sie Nie-

mandem ohne einige Scham hätte sagen können, was in ihrem Herzen vorging, und was sie sich selbst kaum, oder doch nur ganz heimlich eingestand.

Uebrigens war es weder sehr schwierig noch sehr gefährlich, eine Gelegenheit zu finden, sich Dupuis zu nähern. Es war damals Mode unter der feinen Welt, in Nicolets Theater zu gehen, und wenn daher die Marquise, wie alle Damen ihres Standes, täglich die großen Tänzer besuchte, so war dies für sie ein ganz einfaches Mittel, den schönen jungen Mann zu sehen, und auch von ihm gesehen zu werden.

Ein andrer zu berücksichtigender Vortheil bei diesem Plane war, daß ihr häufiger Besuch des Theaters unfehlbar bemerkt werden mußte, daß dem Marquis etwas davon zu Ohren kam, und daß dies ein guter Anfang war, seine Eifersucht rege zu machen, in Erwartung dessen, was noch kommen sollte, denn dies war nur das Mittel, nicht der Zweck.

Nachdem sie dies Alles wohl überlegt hatte, saß die rachsüchtige Italienerin am folgenden Tage in der nämlichen Loge, in welcher Dupuis sie errathen zu haben glaubte, aber sie legte sich keinen Zwang auf, wie ihre Vertraute gethan hatte, und sie erschien, von keinem Gitter verborgen, in der glänzendsten Toilette, wie

das strahlende Tagesgestirn, welches an einem schönen Sommertage am wolkenlosen Horizonte emporsteigt.

Dupuis bemerkte sehr bald die Anwesenheit der Marquise, und es konnte nicht fehlen daß er einigermaßen davon ergriffen wurde. Aber er hatte sich seit gestern die Sache reiflich überlegt, und war mehr als je entschlossen, sich nicht zu dem egoistischen und erniedrigenden Dienste brauchen zu lassen, auf den es, wie er glaubte, noch immer abgesehen war.

Er mußte wohl vermuthen, daß alle diese, vor seinen Augen zur Schau gelegten Reize keinen andren Zweck hatten, als ihn zu verführen; aber er sagte zu sich selbst:

„Sei standhaft, mein Herz! keine Schwäche!“

Auch schämte er sich jetzt seines Handwerks nicht, sondern schien im Gegentheil stolz darauf zu sein, um deutlich zu zeigen, daß er nicht der Mann sei, der sich der ersten besten Laune fügte. Er sprang daher gewandt auf sein Seil und tanzte so ausgezeichnet, daß die Marquise, die ihn noch nie im Theater gesehen hatte, selbst überrascht und entzückt davon wurde.

So gewann er also selbst von seiner ungünstigsten Seite aus noch mehr Terrain; aber er beharrte noch immer fest in seiner Idee, un-

verwundbar bleiben zu wollen, warf daher kaum einen Blick auf die schöne Marquise, und den ganzen Abend gelang es dieser nicht ein einziges Mal, den Augen zu begegnen, die sie doch mit so ausdauernder Beharrlichkeit suchte.

Am folgenden Tage das nämliche Verfahren, nur mit der kleinen Abänderung, daß Dupuis anfing, Vergnügen daran zu finden, die Welt umzukehren nnd sich den Hof machen zu lassen, daß er sich also immer mehr in seiner Kälte befestigte, während die Sehnsucht der Frau von Flavacourt immer mehr Nahrung erhielt.

Diese Art von Kampf drohte bald langweilig zu werden, und um durch die ausführliche Erzählung desselben diese Wirkung nicht auch bei unsren Lesern hervorzubringen, erwähnen wir nur, daß die stolze Marquise nach einigen Tagen, von dem heftigsten Verdrusse gequält, dahin gekommen war, den schönen Dupuis um seiner selbst willen, und ganz abgesehen von jedem Gedanken an Rache oder an ihren Mann, zu begehren, und vielleicht ebenso sehr weil er auf dem Seile tanzte, als obgleich er dieses that.

Endlich aber mußte die Gluth der Leidenschaft, die auf jede Weise angeschürt wurde, die

fesselnden Banden sprengen, und eines Morgens erhielt der Tänzer einen Brief, der in den „Spielen der Liebe und des Zufalls" als ein interessantes Kapitel eingeschaltet werden könnte. Sein Inhalt war folgender:

„Eine Frau, die Sie täglich sehen, kann „es nicht dahin bringen, von Ihnen bemerkt zu „werden. Und doch würde es leicht sein, aus „dieser auffallenden Beharrlichkeit zu errathen, „daß sie den aufrichtigen Willen hat, das viel„fache Unrecht, welches sie Ihnen gethan, wie„der gut zu machen. Sie glauben vielleicht, „daß Sie verachtet werden, und doch ist es „ganz das Gegentheil. Was soll man denn „thun, um Sie aus diesem Irrthum zu reißen? „— Ich finde auf meiner Toilette das beilie„gende Billet, durch welches Sie erfahren, daß „andere Leute offenere, hellsehendere Augen ha„ben als Sie; Sie werden auch vielleicht dar„aus errathen, daß viele Schritte um mich her „geschehen, und daß man erstaunt ist, so wenig „Bereitwilligkeit bei mir zu finden. Ich sage „nicht, daß ich dahin gehen werde, wo man „mich erwartet; aber gewiß würde ich sehr gern „und mit ganz andren Ideen als sonst, dahin „gehen, wo ich nicht erwartet werde. Ich „wünsche nur Ort und Stunde zu erfahren und

„zugleich die Gewißheit zu erhalten, daß ich „keine zu kalte Aufnahme finde.“

Diesem Billet, welches schon allein genug sagte, war ein zweiter Brief beigefügt, den der Tänzer mit noch größerer Neugierde durchlas. Dieser Brief war von der Marschallin und lautete wie folgt:

„Ich verstehe, meine Theure, was Sie mit „dem Ausdrucke: etwas Besseres als der König, „sagen wollen. Ich finde diesen Racheplan „sehr geistreich und ganz anständig, wenn es „nur wirklich möglich wäre, ihn ganz durchfüh„ren zu wollen. Aber es hieße moralisch das „thun, was der Ehemann der schönen Ferro„nière höchst physisch that, der unsren großen „König, Franz I., galanten Andenkens, auf eine „so klägliche Weise unter die Erde brachte. „Aber ich weiß, daß Sie zu delicat sind, um „es bis aufs Aeußerste zu treiben. Wenn Sie „dann Ihren Mann tüchtig geärgert haben, in„dem Sie täglich bei Nicolet erscheinen, und man „von Ihnen sagt, daß Sie in einen Seiltän„zer verliebt sind, müssen Sie doch endlich ei„nen Entschluß fassen, und dann können Sie „nichts weiter thun, als sich zu dem entschlie„ßen, wogegen Sie Sich jetzt so thörichterweise „sträuben. Ich bin so fest überzeugt, daß es

„dahin kommen wird, daß ich schon Alles da-
„zu in Bereitschaft gebracht habe. Der König,
„den ich, auf die Gefahr Ihren ganzen Zorn
„auf mich zu laden, benachrichtigt habe, hofft,
„Sie diesen Abend in Versailles zu sehen, und
„ich halte Sie für eine zu treue Unterthanin,
„als daß Sie Sich nicht einstellen werden. Ich
„habe diese Nacht einen sonderbaren Traum
„gehabt: ich sah Sie als den Erzengel Michael,
„welcher den Teufel besiegt hatte; der Teufel
„war nicht so häßlich, wie gewöhnlich, denn er
„hatte die Züge der Gräfin angenommen, aber
„unter dieser schönen Hülle seine häßliche Seele
„behalten.

„Adieu, schöne Frau, auf Wiedersehen die-
„sen Abend. Holen Sie mich Punkt sieben
„Uhr in meiner Wohnung ab.“

„Ihre ergebene

„Marschallin von M...“

Das erste Gefühl des Tänzers, nachdem er diese beiden Briefe gelesen hatte, war das einer grenzenlosen Freude, und geschmeichelter Eitelkeit. Man hatte zwischen ihm und dem Könige zu wählen gehabt und er war vorgezogen worden!

Aber wie alle Menschen, welche in beschränkten und widrigen Verhältnissen gelebt

haben, war Dupuis sehr geneigt, die Dinge von der schlimmen Seite aufzufassen, und wenn er die Sache genau überlegte, sah er darin nicht das außerordentliche und ungetrübte Glück, welches er sich früher geträumt hatte.

Er wollte zwar die Aufrichtigkeit der Gefühle, welche die Marquise ausgesprochen hatte, zugeben. Sie hatte nicht die Absicht ihn zu hintergehen, und ihn gleichsam ein Rendezvous abzustehlen. Aber wußte sie denn selbst, wie ihre Gesinnnngen später sein würden, und bezeichnete nicht der beleidigende und so dreist ausgesprochene Zweifel der Marschallin in Bezug auf diese schreiende Unmöglichkeit, deutlich genug, was von der stolzen Italienerin, sobald sie ihrer Laune Genüge gethan hatte, zu erwarten sein konnte?

Und dann diese Marschallin, welche Dupuis von ganzem Herzen haßte, und zwar aus zwei Gründen. Zuerst wegen des abscheulichen Vergleichs mit der schönen Ferronière; womöglich noch weniger aber konnte er ihr die Hartnäckigkeit verzeihen, mit welcher sie sich bemühte, die Marquise zur Annahme ihrer glänzenden Anträge zu verleiten.

Während er so die Sache von allen Seiten beleuchtete, kam ihm eine Idee in den

Sinn. Die Dubarry war in dem Briefe der Marschallin schwer beleidigt, ungerechnet die Nebenbuhlerin, welche diese Frau ihr zu geben versuchte. Er hatte es aber nicht vergessen, daß sich die Favoritin nach der Vorstellung in Choisy sehr gnädig gegen ihn gezeigt hatte, und er war überzeugt, daß sie ihn wiedererkennen werde, wenn er ihr die Bonbonnière von Schildkrot, mit welcher sie ihn beehrt hatte, zeigte, sollte er ihr auch wirklich ganz aus den Gedanken gekommen sein.

Dieses vorausgeschickt, war hierbei, wie man zu sagen pflegt, etwas zu machen, und ohne allen Zweifel konnte der in seine Hände gefallene Brief von großem Nutzen sein.

Indem er die Gräfin von der Intrigue unterrichtete, die gegen sie angesponnen wurde, erhielt er, wie ihm dünkte, einiges Recht, auf eine Erkenntlichkeit Anspruch zu machen. Er konnte sie dann um ihre Unterstützung bitten, um sich endlich der unwürdigen Lage zu entreißen, in welcher jeden Augenblick sein Ehrgefühl gekränkt wurde, und vielleicht durch ihren Einfluß in die militairische Laufbahn eingeführt werden, zu welcher er von jeher so viel Neigung gehabt hatte.

Dann, wenn er zu einer ehrenvolleren Stellung gelangt war, konnte er wirklich an die Neigung der Marquise glauben, und sich des Genusses ihrer Gunst erfreuen, ohne Furcht eines Rückfalls in ihre Geringschätzung und Verachtung.

Der Marquise selbst, deren Name bei der ganzen Sache nicht genannt zu werden brauchte, konnte die Mittheilung des Briefes nichts schaden; im Gegentheil gab der Inhalt desselben schon den ehrenvollsten Beweis für ihren Widerstand gegen die Pläne der Marschallin, und indem man sie von der lästigen Drängerin befreite, die am Ende doch gefährlich werden konnte, spielte man der Marschallin einen der schlimmsten Streiche, den sie wahrscheinlich nicht so bald vergessen werde.

Je mehr der Tänzer diesen Plan überlegte, desto mehr sprach er ihn an; anstatt daher der Marquise zu antworten, und ihr die Zeit einer Zusammenkunft zu bestimmen, welche ohne Zweifel nicht die einzige blieb, kleidete sich unser Dupuis so sorgfältig als möglich an, ging zu Nicolets Kasse, von welcher er seit dem Tage seiner Zusammenkunft mit Pompejus wohl etwas zu fordern haben konnte, und bestieg in der Straße Saint-Nicaise den nach Versailles ge-

henden Wagen, um den Grund zu seinem neuen Glück zu legen. Nur wußte er noch nicht, wie es ihm möglich sein würde, zu der Göttin zu gelangen, deren Allmacht er anrufen wollte, denn es schien ihm nicht, daß diese sehr leicht zugänglich für ihn sein würde.

Ende des ersten Bandes.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.

Im Verlage des Literarischen Museum in Leipzig sind ferner an empfehlenswerthen Unterhaltungsschriften erschienen:

Die Geheimnisse der Provinz

von

Friedrich Soulié.

3 Bde. 1½ Rthlr.

Ein interessantes Seitenstück zu den Geheimnissen von Paris.

Von demselben sehr beliebten Autor erschienen im Literar. Museum auch noch nachstehende Romane in einer billigen Taschenausgabe das Bändchen nur 6 gGr. ord.:

Jung und alt.

12 Bdchen. 3 Thlr.

Das Schloß in den Pyrenäen.

8 Bdchen.

Der Bananenbaum.

3 Bdchen.

Diane und Louise.

4 Bdchen.

Von Tag zu Tag.

3 Bdchen.

Erste Liebe.

2 Bdchen.

Geheime Dramen.
8 Bdchen.

Die Löwin.
2 Bdchen.

Ferner:

Ein Freundschaftsstreich.
Roman von
Ch. de Bernard.
8. br. Preis 18 gGr.

Die Frau ohne Furcht und ohne Tadel
von
Ch. de Bernard.
8. Preis 1 Thlr.

Die Ikarus-Flügel.
von
Ch. de Bernard.
2 Bde. Preis 2 Thlr.

Der Bettler von Montlhery.
Eine Criminalgeschichte
von
Charles Rabou.
2 Bde. 8. br. Pr. 1 Thlr.

Mézélie.
Roman von Ch. Reybaud.
3 Bde. kl. 8. br. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Ehestandsscenen.

Roman von Ch. Reybaud.

3 Bdchen. fl. 8 kr. 1 Thlr.

Romane von Reybaud:

Das Geheimniß. 8. Preis 1 Thlr.

Lucie und Alonzo. Preis $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Marie d'E'nambuc. Pr. 1 Thlr.

Die Raben. Pr. 1 Thlr.

Claude Stocq. Pr. 1 Thlr.

Gott rächt die Todten. 1 Thlr.

Florita und Fabiana. 1 Thlr.

Advokat Loubet. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rabou, Charles

Rabou's Werke Aus dem Französischen von Louis Fort

Bd.: 1,1

Leipzig 1847

P.o.gall. 1781 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10096441-9